

bsz

bärner studizytig

AZB CH-3012 Bern

bärner studizytig #17 oktober 2019

- Mehr Lotto, mehr Demokratie
- Neue Träume im betagten Hochhaus
- Zwischen Stagnation und leisem Aufbruch
- Geächtet und geduldet zugleich
- Im Gespräch mit Shamala Masala
- SUB-Seiten: Wie wird hier eigentlich internationalisiert?



Editorial

#17

Make an impact.
Code4life

Have you ever wondered what we could achieve if we bring together the best expertise in molecular biology, modern diagnostics and smart analytics? How might patients' lives be changed for the better?

Let yourself be inspired by Lisa's story:



Or go directly to: go.roche.com/lisas_story

In addition to our existing strengths in oncology, immunology, inflammation, infectious diseases, ophthalmology, neuroscience and rare diseases, we are investing into cutting-edge applications of artificial intelligence and data science to make truly Personalised Healthcare a reality.

Explore your future career in Personalised Healthcare at Roche through one of our internships or trainee programmes.

The next step is yours.
genext.roche.com
code4life.roche.com



Liebe Freund*innen reflektierter Rundreise-Retreats

Die Zeit der mehrmonatigen Sinnessuchen an sonnigen Sandstränden ist vorbei, die forcierte und per Internet hochstilisierte Produktivität hat wieder ihren Weg in unseren Alltag gefunden. Die postsommermonatlichen Sehnsüchte treiben uns in dieser Ausgabe gleich in vielerlei Hinsicht ins Ausland. An Tan-Lines und Sonnenstiche ist hier jedoch kaum zu denken – wir haben unsere seichte Sommerlektüre beiseitegelegt und wandeln auf entgegengesetzten Pfaden der UN-Blauhelme nach Syrien. Durch ein interdimensionales Portal teleportieren wir uns alsdann in ein Paralleluniversum und lernen ein Land kennen, in dem die Volksvertreter*innen nicht gewählt, sondern per Losverfahren bestimmt werden. Ganz und gar kein Gedankenexperiment, sondern bittere Realität ist hingegen die Situation von abgewiesenen Asylsuchenden, die nicht in ihr Herkunftsland zurückkehren können, aber auch hierzulande nicht gerade zum Bleiben eingeladen werden. Dass, wer sich ums Bleiben nicht zu scheren braucht, gern ab und an wieder das Weite sucht, zeigen uns schliesslich Träumereien von fernöstlich gewürzten Afrika-Reisen und indisch angehauchten Kakaozirkeln. Mit der Frage nach dem Bleiben sehen sich zu guter Letzt auch jene konfrontiert, die ihren Träumen und Sehnsüchten nach alternativen Wohn- und Lebensformen nachgehen, indem sie sich den Platz holen, der ihnen von staatlicher Seite verwehrt wird.

Ihr seht, liebe Leser*innen: Wir sind im Herbstsemester angelangt. Der schnöde Alltag hat sich wieder in unsere Gliedmassen gefressen wie der Borkenkäfer in die Buchen des Egghölzli. Schwer und melancholisch zieht er uns hinunter ins tiefe Dunkel des Kellerverlieses, das sich bsz-Redaktionsrümli nennt; und nur Träume und Sehnsüchte sind es, die uns noch am Leben halten und die euch dieses farbenfrohe Prachtexemplar einer infolge vorangehender Sommer-Eskapaden unter grösstem Zeitdruck aus dem Boden gestampften *studizytig* in den Händen halten lässt.

In diesem Sinne: Carpe diem und wer zu spät kommt, bestraft das Leben und träume nicht das Leben, sondern lebe deine Träume.

Eure bsz-Redaktion.

höcheri äbeni	4
– Mehr Lotto, mehr Demokratie	
inägspienzlet	9
– Neue Träume im betagten Hochhaus	
ännet dr gränze	14
– Zwischen Stagnation und leisem Aufbruch	
häregluegt	21
– Geächtet und geduldet zugleich	
plöderlet	25
... mit Sonja aka Shamala Masala	
wärweistä	30
grümschelichischtä	31
sub-seiten	32
– Wie wird hier eigentlich internationalisiert?	
– Rektor Leumann will mehr Frauen* in der Unileitung	

Mehr Lotto, mehr Demokratie?

Am 20. Oktober 2019 stehen in der Schweiz Wahlen an. Vielen Menschen ist klar, dass sie niemals eine Chance haben, selber gewählt zu werden. Das wirft die Frage auf: Wer hat eigentlich Wahlen gewählt? Und welche Alternative gäbe es?

In der Schweiz hat die Wahlbeteiligung bei den nationalen Wahlen über die Jahrzehnte stetig abgenommen. Ihren Tiefpunkt erreichte sie 1995, als nur noch 42.2% der Stimmbewölkerung wählen gingen. Seither ist die Beteiligung wieder leicht gestiegen und hat sich bei etwas über 48% eingependelt. Dabei gilt zu berücksichtigen, dass der Wählendenanteil sich nur auf die wahlberechtigte Bevölkerung bezieht – Minderjährige, Entmündigte sowie Bürger*innen ohne schweizerische Staatsangehörigkeit gehören nicht dazu. Letztere machen wegen der restriktiven Einbürgerungspolitik 25% der Gesamtbevölkerung aus. Insgesamt beteiligte sich 2015 weniger als ein Drittel der Gesamtbevölkerung am wichtigsten demokratiepolitischen Ereignis der Schweiz. Zwar nehmen über 80% der Wahlberechtigten gelegentlich an Abstimmungen und Wahlen teil, was die tiefe Wahlbeteiligung etwas relativiert. Die meisten und wichtigsten politischen Entscheidungen werden aber vom Parlament getroffen. Damit bleiben die Parlamentswahlen von allen Formen der politischen Partizipation diejenige, mit der die Bevölkerung den grössten Einfluss auf die Politik und ihren Alltag nehmen kann.

Insgesamt beteiligte sich 2015 weniger als ein Drittel der Gesamtbevölkerung am wichtigsten demokratiepolitischen Ereignis der Schweiz.

tung von Bevölkerungsgruppen hat aber viele Gesichter. Neben den Männern sind beispielsweise Ältere, Akademiker*innen – besonders Rechtsanwält*innen – Unternehmer*innen, Verheiratete, Eltern, Schweizer*innen ohne Migrationshinter-

Alt, männlich und wohlhabend

Die tiefe Wahlbeteiligung ist das eine, die mangelnde Repräsentativität das andere Legitimitätsproblem des Schweizer Parlaments. Wie in der aktuellen Ausstellung des Politforums Bern aufgezeigt wird, ist das Schweizer Parlament weit davon entfernt, ein Abbild der Gesellschaft zu sein. Am augenfälligsten ist die Untervertretung der Frauen. Im Nationalrat sind zurzeit nur 31.7% der Parlamentarier*innen Frauen, im Ständerat sogar nur 13%. Die Über- respektive Unterver-

grund und Menschen christlicher Konfession gemessen an der Bevölkerung im Parlament stark übervertreten. Die überrepräsentierten Berufe gehören zudem zu den besser bezahlten. Die Lebensrealität vieler Menschen ist im Schweizer Parlament damit schlicht nicht repräsentiert.

Zufrieden, weil satt

Die tiefe Wahlbeteiligung und mangelnde Repräsentativität gefährden die Legitimität einer Demokratie. Je weniger Menschen wählen oder abstimmen ge-

hen, desto geringer ist der Rückhalt der politischen Entscheidungen in der Gesamtbevölkerung. Und je weniger Perspektiven bei der Entscheidungsfindung im Parlament berücksichtigt werden, desto höher ist das Risiko für einseitige Entscheidungen.



Solche haben wiederum zur Folge, dass mehr Menschen sich aus dem politischen Leben verabschieden oder das System als Ganzes in Frage stellen. Politische Enthaltung kann aber viele Gründe haben und muss nicht unbedingt Ausdruck von Unzufriedenheit sein. Ebenso wenig, wie mangelnde Repräsentation heissen muss, dass die Sorgen von Teilen der Bevölkerung nicht berücksichtigt werden. In der Schweiz ist das Vertrauen in das politische System trotz tiefer Wahlbeteiligung und mangelnder Repräsentation sehr hoch – selbst bei denjenigen Gruppen, die tendenziell weniger wählen und untervertreten sind. «Ich führe das grosse Vertrauen hauptsächlich auf den Wohlstand, das Lebenschancen ermöglichende Bildungssystem und die breit gefächerte Gelegenheit der politischen Mitsprache zurück, die durch die Offenheit des politischen Systems gewährleistet ist.», sagt Markus Freitag, Professor für Politikwissenschaft an der Universität Bern, dazu. Laut seinen Forschungsergebnissen ist ein Viertel der Nichtwähler*innen an Politik desinteressiert, aber mit der Demokratie zufrieden. Diese Gruppe verfügt über ein relativ hohes Einkommen und Bildungsniveau. Die anderen Gruppen der Nichtwähler*innen verfügen tendenziell über ein tieferes Einkommen, sind sozial weniger stark eingebunden und misstrauen den demokratischen Institutionen eher. Das zeigt: Politische Stabilität nur an den wirtschaftlichen Erfolg zu koppeln, ist gefährlich. Auch undemokratische Regierungen sind dazu in der Lage. Wem die politische Freiheit also unabhängig vom wirtschaftlichen Wohlstand am Herzen liegt – und laut Glücksforschung trägt politische Freiheit zu einem erfüllten Leben bei – muss ab

der tiefen Wahlbeteiligung und der mangelnden Repräsentativität unzufrieden sein. Grosse Teile der Bevölkerung sind das auch. Das haben der Frauen- und die Klimastreiks klar zum Ausdruck gebracht: Am 14. Juni 2019 gingen hunderttausende Menschen auf die Strasse, um gegen die wirtschaftliche und soziale Diskriminierung der Frauen zu demonstrieren. Dabei wurde unter anderem ein höherer Frauenanteil im Parlament gefordert. Ähnlich klingt es bei den Klimastreikenden, die dem Parlament vorwerfen, der Zukunft der Jungen ungenügend Sorge zu tragen – schliesslich ist der Durchschnittsparlamentarier im Nationalrat 52 und im Ständerat 58 Jahre alt und nur drei Parlamentarier*innen sind unter 30.

Die Angst vor Quoten

Weder die tiefe Wahlbeteiligung noch die mangelnde Repräsentativität sind neue Phänomene. Ob Wahl- und Abstimmungsmüdigkeit, Desinteresse oder Überforderung, die Palette an möglichen Erklärungen für die tiefe Wahlbeteiligung ist gross. Die Lösungsvorschläge reichen von Reformen der direktdemokratischen Instrumente über die Forderung nach mehr politischer Bildung bis hin zu einer Vereinfachung der Teilnahmemöglichkeiten. Erstere laufen aber meistens auf eine Beschränkung der direkten Demokratie hinaus, während letztere bisher wenig bewirkt haben. Auch der Ruf nach mehr Diversität ertönt regelmässig. Trotzdem lehnt eine Mehrheit der Parteien und Politiker*innen in der Schweiz die Einführung von Quoten mit dem Argument ab, die Kompetenz und nicht ein Merkmal wie das Geschlecht sollen für eine Wahl ausschlag-

gebend sein. Ironischerweise störe sich aber niemand daran, als Vertreter*in der frankophonen oder italienischsprachigen Schweiz gewählt zu werden, sagte die Politologin Sarah Bütikofer an einer Podiumsveranstaltung des Dachverbands Schweizer Jugendparlamente DSJ und des Politforums treffend. Die Sorge, dass es unter den Tessiner*innen und Westschweizer*innen nicht genügend kompetente Menschen für ein politisches Amt gibt, scheint kleiner zu sein, als wenn die Hälfte der Bevölkerung dafür in Frage kommt. Ein weiteres Argument gegen Quoten lautet, dass das Parlament nicht das Volk abbilden, sondern dessen Werte vertreten müsse. Dies mag stimmen, da es den meisten Menschen wichtiger ist, Politiker*innen mit denselben Werten zu wählen als ihr soziodemographisches Ebenbild. Trotzdem haftet diesem Argument etwas Paternalistisches an. Wenn das soziodemographische Profil keine Rolle spielt, weshalb sitzen dann ausgerechnet immer Leute mit ähnlichem Profil im Parlament? Eine bessere Repräsentation

Politische Stabilität nur an den wirtschaftlichen Erfolg zu koppeln, ist gefährlich.

tivität aller Kriterien schliesst die Werte ja nicht aus, sondern weitere Kriterien ein. Letztlich bleibt es in der Schweiz bei vielen unterrepräsentierten Gruppen bei Aufrufen an die Parteien, bei der Zusammensetzung ihrer Listen für mehr Durchmischung zu sorgen; oder bei der Aufforderung an die Menschen, mehr Frauen zu wählen, wie es beispielsweise die Kampagne «Helvetia ruft» von Alliance F tut.

Die Vorauswahl als Problem

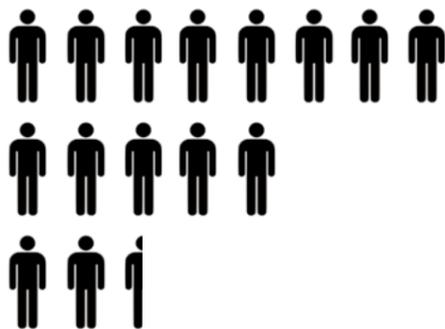
Seit einigen Jahren mehren sich international und in der Schweiz die Stimmen, welche die wichtigste Ursache für die tiefe Wahlbeteiligung und mangelnde Repräsentativität beim System «Wahlen» selbst verorten. Mit den Wahlen habe sich ein Verfahren in die Demokratie

eingeschlichen, das dem demokratischen Geist widerspreche. Doch worin besteht der demokratische Geist und was haben Wahlen damit zu tun? Demokratie besagt nur, dass die Souveränität beim Volk liegt. Konkret ist damit gemeint, dass alle Menschen eine Stimme besitzen und dieselben Möglichkeiten haben sollten, auf politische Entscheidungen Einfluss zu nehmen. Alle? Nicht ganz. Parlamentarier*innen haben einen ungleich grösseren Einfluss auf politische Entscheidungen als die meisten Bürger*innen. Wie kommt es also, dass 246 Menschen viel mächtiger sind als die anderen acht Millionen, die in der Schweiz leben? Dafür gibt es praktische Gründe. In modernen Demokratien fehlt es an Zeit und an Platz, um die ganze Bevölkerung wie bei einer Landsgemeinde physisch zusammenzubringen, damit sie alle politischen Fragen direkt und ausführlich regeln kann. Deshalb werden Repräsentant*innen des Volkes bestimmt, die sich um die politischen Alltagsgeschäfte kümmern. Das Volk trifft nur noch Grundentscheidungen. Die Kritik an Wahlen richtet sich dabei nicht gegen die Wahlen an sich, sondern gegen die Vorselektion,

Mit Chancengleichheit hat das alles wenig zu tun.

die mit ihnen einhergeht. Diese lässt sich an folgendem Beispiel veranschaulichen: Bevor wir im Supermarkt ein Joghurt kaufen, hat der Supermarkt bereits eine Vorauswahl getroffen, auf die wir keinen Ein-

Wer wählt das Parlament?



Gesamtbevölkerung
8.3 Mio.

Davon Wahlberechtigte
5.3 Mio.

Davon tatsächliche Wähler*innen
2.6 Mio.

fluss haben. Wer also genug von denselben zehn Joghurtsorten hat, steht vor einem Dilemma, weiterhin eines zu kaufen, ohne es zu mögen, oder damit aufzuhören. Bei Wahlen bestimmen nicht Supermärkte, sondern Parteien und Verbände, wer zur Auswahl stehen wird. Nominierungen und Wahlkämpfe kosten viel Geld und Zeit und setzen ein grosses Netzwerk voraus. Mit Chancengleichheit hat das alles wenig zu tun. Und mit Kompetenz auch nicht. Vielmehr mit einer unsichtbaren Quote für ältere und wohlhabendere Männer.

Die alten Griech*innen vertrauten auf den Zufall

Rechtlich können sich zwar alle für eine Wahl aufstellen lassen, faktisch sind die Hürden aber so ausgelegt, dass sehr viele Menschen diese nicht überwinden können. Den Grund dafür führt der belgische Historiker David van Reybrouck auf die im 18. Jahrhundert dominierende Angst vor einer «Pöbelherrschaft» zurück, die die Demokratie seit ihren Anfängen begleitet hat. Zwar wurde das Volk als souverän anerkannt, aber als regierungsuntauglich betrachtet. Treffender als mit dem fälschlicherweise Winston Churchill zugeordneten Zitat könnte diese bis heute existierende

Haltung nicht ausgedrückt werden: «Das beste Argument gegen die Demokratie ist ein fünfminütiges Gespräch mit dem Durchschnittswähler.» Deshalb sollte verhindert werden, dass «Durchschnittswähler*innen» mehr als nur wählen können – nämlich gewählt zu werden. In der Antike hingegen wurden politische Ämter unter den Bürger*innen noch ausgelost. Wenn schon nicht alle die Möglichkeit hatten, ein Amt zu besetzen, so setzte das damalige Verständnis politischer Gleichheit es voraus, dass alle genau dieselben Chancen darauf hatten. Die notwendigen Kompetenzen, politische und ethische Entscheidungen zu treffen, wurden bei allen Bürger*innen als gegeben betrachtet. Aber nur der Zufall war in der Lage, weitere Einflussfaktoren wie Geld für eine Ernennung auszuschliessen.

Es lebt noch, das Losverfahren

Anders als es heute erscheinen mag, ist das Losverfahren nie ganz verschwunden und fand auch nach der Antike immer wieder Anwendung – nicht nur in demokratischen Systemen. Ab dem 13. Jahrhundert wurde in den italienischen Republiken Genua, Florenz und Venedig und weiteren Orten das aus dem Mittelalter bekannte Losverfahren eingesetzt – oft

mit Wahlen kombiniert. Dasselbe wurde in vielen Schweizer Ortschaften vom 17. bis zum 18. Jahrhundert gemacht. Ziel war es, Machtkonflikte zwischen aristokratischen Familien zu verhindern und Korruption zu unterbinden. In letzter Zeit wird wieder häufiger mit dem Losverfahren experimentiert. In Island bereitete 2010 eine zufällig

angekündigt, die vorsieht, dass der Nationalrat per Los bestimmt wird. Seither scheint sich aber nicht viel getan zu haben, die Internetseite wurde schon länger nicht mehr aktualisiert. Auf Anfrage der *bärner studizytig* antwortet der Mitgründer von *Génération Nomination*, Charly Pache, die Initiative sei nach wie vor aktuell. «In zwei

regen an, über die Weiterentwicklung der Demokratie nachzudenken. Gerade der Schweiz, in der zuweilen das Bild einer zeitlos perfekten Demokratie beschwört wird, tut das gut. Gleichzeitig darf das Losverfahren nicht zum Allheilmittel hochstilisiert werden. Ob per Los bestimmte Repräsentant*innen weniger korruptionsanfällig sind, freier von strategischen Zwängen handeln und längerfristiger denken, bliebe zu überprüfen. Schliesslich verschwindet auch die Selbstselektion nicht von heute auf morgen. Personen, die sich nicht für ein politisches Amt interessieren oder es sich nicht zutrauen, werden das auch nicht so schnell tun, wenn sie per Los die Möglichkeit dazu erhalten. An dieser Stelle können der Ausbruch aus dem Alltag, das gesellschaftliche Ansehen und die finanzielle Entschädigung, die mit einem politischen Mandat einhergehen, Anreize sein, ein Mandat trotzdem anzunehmen – um anschliessend ein Interesse an politischen Fragen zu entwickeln. Mit der zunehmenden Vielfalt im Politbetrieb und dem damit einhergehenden Gefühl von Chancengleichheit hat das Losverfahren durchaus das Potential, zu einer Stärkung der Demokratie beizutragen. **text: fabio peter; bilder: ivie onaiwu**

«Das beste Argument gegen die Demokratie ist ein fünfminütiges Gespräch mit dem Durchschnittswähler.»

zusammengesetzte Bürgerversammlung eine neue Verfassung vor, die anschliessend von einer weiteren, diesmal gewählten Versammlung ausgearbeitet wurde. Die Verfassung wurde in einer konsultativen Abstimmung von der Bevölkerung angenommen, vom Parlament dann aber nicht eingesetzt. In Irland schlug eine ähnliche Versammlung die Öffnung der Ehe für homosexuelle Menschen vor, die von der Bevölkerung ebenfalls befürwortet wurde – ein Schritt, der für das politische Establishment zuvor undenkbar war. Bei den Experimenten war gemeinsam, dass sie dem massiven Legitimationsverlust entgegenwirken sollten, den die politischen Parteien und Institutionen während der Wirtschaftskrise erlitten hatten.

Bestrebungen auf allen Ebenen

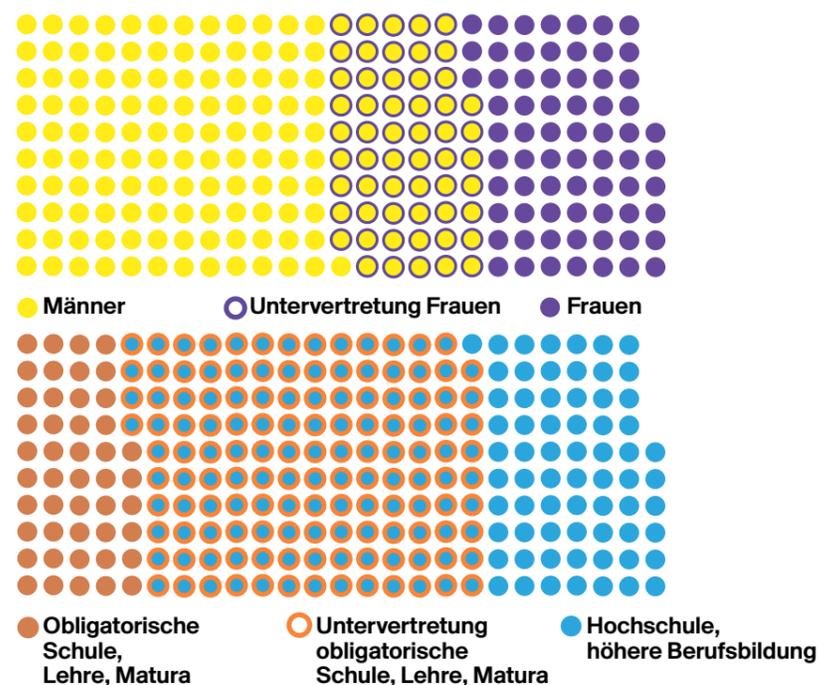
Auch in der Schweiz gibt es verschiedene Bemühungen, das Losverfahren wieder zu implementieren. In Biel forderte vor zwei Jahren die Bewegung «La passerelle», dass die Hälfte des Stadtparlaments per Los bestimmt wird. Eine Ebene höher versucht es bei diesen Wahlen die Liste «Transition citoyenne Vaud». Ihre einzige politische Forderung lautet, dass die Nationalratsmandate des Kantons Waadt per Los vergeben werden. In Sion hingegen soll eine per Los bestimmte Bürgerversammlung Abstimmungsvorlagen diskutieren und Stellung dazu nehmen – sozusagen als weitere Stimmempfehlung neben derjenigen der Behörden und Parteien. Das Pilotprojekt heisst *demoscan*. Vom 2015 gegründeten Verein «Génération Nomination» ist gar eine Volksinitiative

Jahren legen wir den Initiativtext vor und starten mit der Unterschriftensammlung.» Zunächst würden aber noch die Erkenntnisse der Pilotprojekte abgewartet, an denen Pache mitarbeitet und die Homepage von *Génération Nomination* überarbeitet.

Eine Chance, kein Allheilmittel

Die laufenden Projekte und Initiativen stellen spannende Ansätze dar, wie der tiefen Wahlbeteiligung und der mangelnden Repräsentativität begegnet werden kann. Aber nicht nur das: Sie

Repräsentation im Parlament (Datenquelle: srf.ch)



MSc ETH in Science, Technology and Policy



The MSc Programme in Science, Technology and Policy is a four semester (120 ECTS) interdisciplinary specialised master's degree programme at ETH Zurich.

Are you interested in accelerating your own learning curve in an interdisciplinary way with a rigorous and flexible curriculum?

Contact

ETH Zurich
Institute of Science,
Technology and Policy
UNO B 15
Universitätstrasse 41
8092 Zürich
+41 44 632 03 71
info@istp.ethz.ch
istp.ethz.ch/master.html



The program is designed for students with at least a BSc from science or engineering and a strong interest in taking an active role in policy making and policy analysis.



Applications are accepted from
1st November -
15th December 2019



Nenad Stojanović
SNF-Professor für Politikwissenschaften an der
Universität Genf

«Das Los war lange Zeit die demokratische Methode par excellence, vom antiken Athen über die Republiken in Norditalien bis hin zur Helvetischen Republik (1798-1803). Danach setzte sich die Idee durch, wonach die Legitimität der Herrscher die Zustimmung der Herrschenden braucht, also gewählt werden muss. Tief liegende Ungleichheiten prägen aber die Wahlchancen der einzelnen Kandidaten. Wer zum Beispiel mehr Geld oder einen lokalen Familiennamen trägt, wird eher Mandatsträger als Personen mit bescheidenen Ressourcen oder einem -iD im Namen. Da die Demokratie auf dem Grundsatz der Gleichheit basiert, sind solche Tendenzen höchst problematisch. Das Los – nicht als Ersatz, sondern als Zusatz zu Wahlen – bietet eine Chance, die politische Gleichheit wiederherzustellen.»

Kommentar

Das Parlament eines Landes muss nicht die exakte Repräsentation seiner Bevölkerung sein. Wie wäre das auch zu lösen? Mit Quoten? Vielleicht. Dies würde aber wiederum die Frage aufwerfen, welche Merkmale dann entscheidend wären. Das Geschlecht? Die Religion? Das Hobby? Und was passiert mit all jenen Menschen, die sich nicht eindeutig einer Kategorie zuordnen? Quoten können nicht die Lösung für mehr Repräsentation sein. In ein Parlament sollen all jene gelangen können, die dies auch wollen – und zwar mit gleichen Chancen. Dieses Prinzip der Chancengleichheit ist im Moment aber nicht gegeben. Die Häufung an alten weissen Männern mit akademischen Abschlüssen im Parlament ist der Beweis dafür. Das Losverfahren könnte da Abhilfe schaffen. Nicht als Wunderheilmittel, aber als Teil eines ausgeglicheneren Auswahlprozederes. Ich plädiere deshalb für eine Kombination der Volkswahl und des



Maya Graf
Co-Präsidentin Alliance F

«Mit rund 53 Prozent weiblichen Wahlberechtigten stellen die Frauen eine relative Mehrheit und somit die grössere KandidatInnenbasis. Und trotzdem ist ihre Perspektive im Parlament stark untervertreten. Das ist ein Demokratiedefizit. Es widerspricht dem Grundgedanken der Konkordanz und repräsentiert in keiner Weise einen modernen Bundesstaat. Wenn im Parlament die weibliche Bevölkerung nicht angemessen repräsentiert ist, wie sollen wir es dann überall sonst schaffen?»

Losverfahrens. Dadurch könnten die Schwächen der beiden Systeme ausgemerzt werden: Das Los garantiert durch seine Zufälligkeit die Chancengleichheit, die Volkswahl das Wahren des Partizipationsrechts aller Wahlberechtigten. Wie würde das aussehen? Beispielsweise indem eine Hälfte der Parlamentssitze gewählt und die andere unter allen Interessierten ausgelost wird. Teilnehmen dürften alle, die auch das Wahlrecht besitzen. Diese Kombination würde Personen den Sprung auf das nationale Politparkett ermöglichen, die im heutigen System nicht die Ressourcen bzw. das Profil dazu besitzen. Im Parlament könnten sie anschliessend ihre politische Kompetenz unter Beweis stellen. Und nach der ersten Amtszeit bestünde die Möglichkeit – wie im bisherigen Modell – sich mittels Volkswahl bestätigen zu lassen. Durch die Kombination von Auslosung und Wahl könnten breitere Bevölkerungs-



Erich Hess
National-, Gross- und Stadtrat, SVP Bern

«Das Parlament repräsentiert nicht zuletzt all jene, die jeweils auch an den Wahlen teilnehmen. Es liegt deshalb auch an den untervertretenen Gruppen, wie den Jungen, den Frauen etc. selbst, etwas dagegen zu tun, indem sie konsequent ihre Vertreter wählen. Meiner Erfahrung nach sind Alter, Geschlecht etc. bei der Wahl aber generell kein grosses Thema, da die meisten in erster Linie ja die Kandidaten wählen, die ihnen politisch am nächsten stehen.»

teile in die nationale Politik eingebunden werden. Im besten Fall würde dies das allgemeine Interesse an der Politik steigern, die Wahlbeteiligung in die Höhe treiben und dadurch politische Abstimmungs- und Wahlentscheide stärker in der Bevölkerung verankern. Das mag vielleicht idealistisch sein, aber die Vorstellung, dass in einem gewählten Parlament alle Anliegen gleich berücksichtigt werden, ist dies genauso. Mit dem Kombinationsmodell kann auch ein gewisses Mass an Kompetenz und Kontinuität gewährleistet werden. Bewährte Kräfte können dank der Wiederwahlmöglichkeit bleiben, müssen sich gegenüber den Neuen aber immer wieder beweisen. Und generell: Die Schweiz war immer gut im politischen Rosinenpicken. Es wäre deshalb naheliegend, wenn sie dasselbe auch beim System der Sitzverteilung im Parlament machen würde – das Beste von den Wahlen und das Beste vom Losverfahren. **mas**

Neue Träume im betagten Hochhaus

Baumaschinen fahren auf in Bern, sie bauen in die Höhe, überschütten Vorheriges, zementieren Bekanntes oder reissen alte Gräben auf. Die Warmbächlibrache verabschiedet sich, das Burgernzielareal wird überbaut und die Pläne fürs Viererfeld verdichten sich. Wo Veränderungen anstehen, teilen sich Meinungen, positionieren sich Gewinner*innen und Verlierer*innen und formieren sich Widerständige und Akzeptierende. Für diese Reportage durfte der Autor eine Gruppe begleiten, die ihre Forderung nach alternativem Wohn- und Lebensraum durch eine grosse Besetzung erfüllen will. Alle Namen im Text wurden geändert.

In einem Wohnzimmer sitzen siebzehn Menschen auf Stühlen und Sofas im Kreis und sprechen über ihre Form der Aneignung und Belebung. Traktanden für die heutige Sitzung werden gesammelt, die Pläne sind schon fortgeschritten zu diesem Zeitpunkt. In gut zwei Wochen will die Gruppe ein grosses Haus in der Region Bern besetzen. «Die Briefe an die Nachbarschaft sind vorbereitet», meldet sich Nando, «wir können sie am Freitag fertig schreiben.» Aus der Runde kommt der Vorschlag, die Briefe noch nicht fertig zu stellen, damit sie noch ergänzt werden können. Hier in einem Berner Aussenquartier trifft sich heute das «Organisationskomitee», so bezeichnen sie sich gegenüber etwas selbstironisch. Drei Tage später wollen sie ihre Pläne in einer grossen Runde vorstellen, denn ihr Vorhaben ist ambitioniert und auf viele Mitmachende angewiesen.

Am Nachmittag des 4. Oktober wurde das ehemalige Betagtenheim in Zollikofen besetzt. Ein grosses Kollektiv will dem leerstehenden Gebäude wieder Leben einhauchen. Unser Partnermedium, Journal B, begleitete die Aktivist*innen in den Wochen vor der Besetzung.

Der Wochenplan für die ersten Tage nach der erfolgten Besetzung wird diskutiert. «Wir sollten die Essenszeiten so festlegen, dass auch Menschen mit Kinder die Möglichkeit haben, teilzunehmen», bringt Raf ein. Er gehört in der siebzehnköpfigen Gruppe, die sich an diesem Dienstagabend hier trifft, zu den Älteren und scheint, wie andere auch, Erfahrung mit derlei Aktionen zu haben. Offenheit der Besetzung und Kommunikation sind Themen, die während der zweistündigen Sitzung immer wieder auftauchen. Wie gelingt es, Leute zum Mitmachen zu bewegen? Wie können die Menschen aus der Nachbarschaft angesprochen werden? Wer hier eine verschworene Truppe erwartet, die mit Tunnelblick über ihrem klandestinen Plan brütet, wird eines anderen belehrt.

Die Betagten

Mehrmals thematisiert wird an dem Abend die Frage, wieviel bereits vorbesprochen und wieviel bewusst noch offen gelassen werden soll. Einerseits drängt die Zeit, andererseits soll in der grossen

Runde drei Tage später die Möglichkeit bestehen, weitere Ideen und Ansichten einzubringen. Also werden vorerst mal Arbeitsgruppen gebildet, denen man sich später anschliessen kann: Deko, Bauen, Medien, Quartierzeitung, Aktivitäten und Kochen. Als nächstes Traktandum steht der Name für das Haus, für das Kollektiv, auf dem Programm. «Die Betagten» ruft jemand und erntet heiteres Lachen. Der Witz wird sich mir erst später erschliessen. «Project Z», «Tschernobyl, das Gebäude sieht aus wie Tschernobyl.» Danach wieder die Frage: Ist es okay, den Namen schon vorzubestimmen? «Also wenn ich zu einem solchen Projekt dazustosse, bin ich immer froh, wenn der Name schon steht», meint Sandro und lacht, «dann bleibt mir die ewige Diskussion erspart.»

Auch Raf meldet sich zu Wort: «Wenn ein Kollektiv ein Projekt verfolgt, macht es Sinn, sich einen Namen zu geben. Aber bei uns sind viele verschiedene Leute und Gruppen involviert. Mir ist es lieber, wenn in der Öffentlichkeit über unsere Ideen diskutiert wird als über unseren

Namen.» Dem wird zugestimmt und die Thematik vorerst beiseitegelegt. Sandro klappt seinen Laptop mit dem Protokoll der Sitzung zu und bringt ihn raus zu unseren Handys, die bereits gut versorgt im Zimmer nebenan liegen. Solange elektronische Geräte im Raum sind, wird nicht über Ort und Zeit der Besetzung gesprochen. Nun erzählt Urs, der bereits im leerstehenden Gebäude drin war, von seinen Eindrücken: mögliche Eingänge, Stromanschluss, Wasserleitungen, an Vieles muss gedacht werden. Mittlerweile ist es kurz vor acht Uhr und die Sitzung wird beendet. Die siebzehnköpfige Gruppe zerstreut sich langsam, einige bleiben sitzen, besprechen Details, andere machen sich auf den Heimweg.

Die Nachbarschaft ernst nehmen

Zweiundsiebzig Stunden später, Freitagabend im Untergeschoss eines Wohnhauses. Der Raum füllt sich langsam mit an die fünfzig Menschen, im Alter von etwa 20 bis 30 Jahren. Eingeladen wurden sie mündlich, gekommen sind sie um mehr über die anstehende Besetzung zu erfahren und sich dem Kollektiv anzuschliessen. Das Treffen startet mit einer Einführung über mögliche rechtliche Konsequenzen und Tipps zum Verhalten gegenüber repressiven Kräften. «Das Wichtigste ist, grundsätzlich die Aussage zu verweigern», sagt Nando. Verschiedene Personen im Raum berichten von ihren Erfahrungen mit der Polizei und tauschen Empfehlungen aus.

«Es klingt wie in einem schlechten Film, aber ich habe schon solche klišierten «good cop, bad cop»-Situationen erlebt», bringt jemand ein. Anschliessend legt Sven eine neue Folie auf den Hellraumprojektor, der an die Wand leuchtet. Darauf erscheinen die Umriss eines grossen, mehrstöckigen Gebäudes, das einem verschachtelten Turm ähnelt. «Betagtenheim Zollikofen» steht darüber getitelt. Das ehemalige Heim der Gemeinde Zollikofen wird im Besitz an die Gebäudeversicherung Bern übergehen, sobald die Überbauungsordnung rechtskräftig ist. Es steht



Was wird aus dem Haus an der Wahlerstrasse?

seit rund zwei Jahren leer. Angeblich sei es abrisssbereit, heisst es.

Das zehnstöckige Gebäude besteht aus über 100 Zimmern, mehr als genug Platz, um eine Vielfalt an Ideen zu verwirklichen. «Wir haben nicht vor, uns dort mit Sturmhauben zu verschanzen», erläutert Nando, «das Gebäude ist enorm

Solange elektronische Geräte im Raum sind, wird nicht über Ort und Zeit der Besetzung gesprochen.

gross und hat viele verschiedene Zugänge.» Stattdessen hoffe man auf Gesprächsbereitschaft. Unterdessen zirkulieren Grundrisspläne des Betagtenheims durch die Stuhlreihen. Es folgt der Entwurf für ein Nutzungskonzept. Dieses teilt sich auf in

die Bereiche Wohnen, Kultur und Soziales.

Später wird abgeklärt, wer aus der gemischten Runde sich vorstellen kann, dort zu wohnen. Etwa zwanzig Leute werden als Antwort ihre Hände heben. Vorerst geht es aber nochmal um die Kommunikation mit der Nachbarschaft. «Ich fände es wichtig, dass wir eine Nachbarschaftsgruppe haben, damit das mal ernst genommen wird», meint eine junge Frau, «in der Vergangenheit ist dieses Vorhaben leider zu oft gescheitert. Wir sollten uns ein Gesicht geben, die Menschen haben sonst rasch ein schlechtes Bild von uns.» Die Runde bringt Vorschläge ein, wie das gelingen kann: Ein Brief an die Nachbarn. Eine E-Mail-Adresse als niederschwellige Möglichkeit, die Besetzenden zu erreichen. Ein Brunch fürs Quartier, wenn möglich schon in den ersten Tagen.

Gemeinsame Codes

Wer hier in dem weitläufigen Keller sitzt, scheint zu wissen, worauf er oder sie sich einlässt. Grundsatzfragen tauchen kaum auf, die Besetzung als Form der Kritik und des Protests wird akzeptiert und von der Gruppe getragen. Trotzdem sind sich die Menschen in der Runde wohl weniger ähnlich, als es von aussen wirkt. Es sind

variationen der Leute zu sprechen und diese zusammenzutragen. Zuerst wird aber der zeitliche Ablauf der Besetzung besprochen.

Mit der letzten Folie projiziert Sven eine rudimentäre Packliste: Schlafsack, Mätteli... Die unaufgeregte Pragmatik hat etwas Angenehmes. Wer zum falschen Zeitpunkt dazustösst, könnte vermuten, dass hier ein Pfadiausflug geplant wird. Beim anschliessenden Ideensammeln für Projekte und Räume in dem Gebäude wird klar, wie vielfältig die Gruppe ist. Nähatelier, Werkstatt, Indoorspielplatz, Ludothek, Tonstudio, Konzertlokal sind nur einige der Vorschläge, die genannt und aufgeschrieben werden. «Wir haben die Möglichkeit, das Haus zu einem neuen Zentrum in Zollikofen werden zu lassen», meint ein junger Mann, «das ist meine Motivation, hier mitzumachen.»

Die Art des Gebäudes biete einen grossen Vorteil, meint ein anderer: «Das Altersheim ist gut zugänglich, auch für Leute mit Beeinträchtigungen. Unser Ziel muss sein, das Haus für alle Menschen zu öffnen.»

«Wir sollten uns ein Gesicht geben»

Zum Schluss verteilen sich die Menschen in dem Raum auf ihre jeweiligen Arbeitsgruppen und planen ihre nächsten Schritte. Eine Woche später wird sich das hier entstandene Kollektiv noch ein letztes Mal gemeinsam treffen, bevor die Besetzung Realität wird. In der Luft liegt eine Mischung aus Aufbruchstimmung und Vorfreude.

«Besetzungen sind oft männerlastig»

Ein paar Tage später ist das ehemalige Tramdepot am Burgernziel besetzt und ein Wochenende lang für ein grosses letztes Fest geöffnet, bevor hier gebaut wird. Die beiden Aktionen haben nichts miteinander zu tun, stehen aber unter einem ähnlichen Überbau. Es geht um die Teilhabe und das Verschwinden von Freiräumen in einer sich verändernden Stadt.

Auf der Website der Berner Zeitung erscheint ein kurzer Text über die temporäre Besetzung des Burgernzielareals. Als einziger Kommentar steht unter dem Artikel: «Häuser besetzen scheint für gewisse Leute eine Lebensaufgabe zu sein. Was machen die eigentlich den ganzen Tag?» An dem Fest auf dem Burgernzielareal treffe ich auf Virgil, der beim Projekt in Zollikofen mit dabei ist und spreche ihn darauf an. «Es geht sicher nicht um eine Lebensaufgabe, sondern eher um eine gemeinsame Bewegung mit ähnlichen Zie-

len», antwortet er, «mir selbst geht es darum, einen Ort zu haben, wo ich Unterstützung und Kraft finde. In herkömmlichen Mietverhältnissen dominiert die Sorge um Eigentum und Vorschriften. Vielen Menschen nimmt ihre Wohnsituation mehr Energie, als sie ihnen gibt, das höre ich immer wieder.»



Ein ehrliches Bild vermitteln

Ihn reize es, in Zollikofen etwas Neues aufzubauen, das als Belebung des Quartiers funktioniere und so auch ein Magnet für neue Ideen darstellen könne, sagt Virgil: «Unsere Gruppe ist ziemlich durchmischt, viele Leute habe ich vorher nicht gekannt», erklärt er, während wir an der Bar stehen. Virgil bestellt ein Cola und meint lachend: «Ich trinke besser kein Bier, wenn ich noch zitiert werde.» Er wolle ein ehrliches Bild vermitteln, deshalb mache sich das Kollektiv die Mühe, schon im Vorfeld einen Einblick zu gewähren. «Je mehr Informationen die Menschen haben, desto weniger Angst und Unsicherheit herrscht», erklärt er. «Wir wollen offen und transparent sein und hoffen dafür natürlich auch, auf Verständnis für unsere Anliegen und Gründe zu stossen.»

Auch Nina gehört zu der Gruppe, die dem betagten Heim Leben einhauchen will. Noch sei ihr aber nicht klar, in welcher Form sie daran teilhabe, sagt sie an demselben Abend, als sie zu uns stösst: «Ich habe ein kleines Kind und lege daher Wert darauf, dass wir einen kinderfreundlichen Ort schaffen können. Gerne würde ich auch in Zollikofen wohnen, kann aber das Risiko nicht eingehen, jetzt schon mein Mietverhältnis aufzulösen.» Das Kollektiv sei zudem eher männerlastig, meint sie: «Ich kenne zwar viele Frauen, die sich politisch gruppieren, aber Besetzungen werden leider meist von Männern getragen. Das liegt einerseits wohl an Dingen

wie Selbstüberzeugung und Machtstrukturen, andererseits können sich viele Frauen dieses Engagement zeitlich nicht leisten.»

Bei der Besetzung gilt gewissermassen: Pragmatik statt Pathos.

Keine Parallelwelt

Für Nina, die wie viele andere nicht das erste Mal bei einer Besetzung mitwirkt, sind solche Projekte Ausdruck einer Lebenseinstellung, doch fügt sie an: «Viele von uns führen zwar ein Leben, das sich gegen gesellschaftliche Konventionen auflehnt, aber die meisten gehen trotzdem einer Lohnarbeit nach. Wir leben nicht in einer Parallelwelt.» Im Gespräch zeigt sich rasch, dass sie sich durchaus bewusst ist, welche Bilder in der Öffentlichkeit provoziert werden, wenn in den Medien von einer Besetzung die Rede ist. «Es geht dabei meist um banale Sachen. Vermummungen und Tätowierungen können Angst machen. Umso wichtiger ist es, Offenheit zu signalisieren und die Leute einzuladen, sich ein eigenes Urteil zu bilden.» Nina meint, sie werde beispielsweise

auch ihren Eltern erklären, worum es ihr bei der Besetzung gehe: «Wir müssen auf alle zugehen und darüber sprechen. Wenn wir gegenüber Menschen, die ein eher systemkonformes Leben führen, mit der ›Ihr habt ja keine Ahnung‹-Haltung auftreten, ist das eine sehr arrogante und gefährliche Einstellung.»

An den bisher beschriebenen Treffen wurden vorwiegend konkrete Themen besprochen und Vorbereitungen getroffen. Die üblichen Schlagworte, Forderungen und Aussagen fielen meist nur am Rande. Pragmatik statt Pathos quasi. Inwiefern ist eine solche Aktion noch politisch? «Besetzen ist immer ein politischer Akt», sagt Nina, «wir zeigen auf, wie wir gerne leben wollen. Aber wir haben nicht vor, konkrete politische Ideen zu verbreiten. Was wir planen ist ein soziales Projekt.»

Ähnlich klingt es auch von Virgil: «Ich bin froh, dass wir nicht plakativ politisch rüberkommen. Wir wollen uns einen Freiraum erkämpfen, denn viele davon sind in Bern verschwunden oder aktuell bedroht, das hat per se schon einen politischen Hintergrund.» Virgil betont, dass solche Vorhaben wichtig seien, weil sie verschiedene Menschen mit ähnlichen Ideen zusammenbringen und so der Vernetzung untereinander dienen. «Das lässt sich aber wiederum kritisch hinterfragen. Inwiefern unterscheidet sich eine solche Aktion von einem Networking-Lunch im Kursaal, ausser dadurch, dass unsere ›Visitenkarte‹ anders ist?»

Auch wenn die Frage nicht ganz ernst gemeint ist, zeigt sie doch, was in vielen Gesprächen auffällt: Das eigene Selbstverständnis und die Aussenwirkung werden öfters hinterfragt, als es das in den Medien meistens vermittelte homogene Bild vermuten lässt. «In der Gruppe wurde zuvor viel diskutiert über Inhalt und Message unserer Aktion», sagt Nina, «nun geht es aber darum, konkret vorwärts zu kommen, weil die Zeit drängt. Das erklärt zu einem grossen Teil die Effizienz bei unseren letzten Treffen.» Virgil erklärt, ein solches Projekt sei ein Prozess, der nun erst richtig ins Rollen komme: «Wir wollen mit der Besetzung einen Startpunkt setzen und uns anschliessend weiterentwickeln. Oft engt man sich ein, wenn man alles vordiskutiert. Wichtig ist mir, eine Balance zwischen der benötigten Effizienz und genug Zeit zum Durchatmen zu finden.»

WC-Papier und Mediencommuniqué

Viel Gelegenheit zum Durchatmen bietet sich im Moment aber nicht. Bereits zwei Tage später trifft sich das Kol-

«Vermummungen und Tätowierungen können Angst machen.»

lektiv zur letzten grossen Sitzung vor der Besetzung des leerstehenden Gebäudes. Im selben Kellerraum wie zuvor versammeln sich bekannte Gesichter, die Gruppe scheint aber nochmal gewachsen zu sein. Heute geht es um letzte offene Fragen, «länger als eine Stunde dauert es wohl kaum», meint Nando. Schlussendlich werden es deren drei gewesen sein. Die einzelnen Arbeitsgruppen erklären kurz, wie weit ihre Vorbereitungen sind.

Es geht um Details, oft ermüdend, aber irgendwie doch wichtig, diese sonst selbstverständlichen Banalitäten des Alltags. «Wir von der Essensgruppe haben uns gefragt, ob wir auch dafür verantwortlich sind, WC-Papier mitzubringen»,



Die Titelseite der Hauszeitung aus dem Jahr 1975

erkundigt sich Lorenz. Das sei gewissermassen eine philosophische Frage, meint Nando. Leider wird sie an dem Abend nicht gross ausdiskutiert, weiter geht's im Fahrplan. Die Mediengruppe stellt ihre Entwürfe für die Briefe und Mitteilungen

vor, die verbreitet werden sollen. Bedient haben sie sich dabei einer gewissermassen historischen Vorlage. Als das Betagtenheim Zollikofen 1975 eröffnet wurde, begrüsst der damalige Präsident der Heimkommission, U. Rohrer-Marti, die neuen Bewohnenden in der ersten Ausgabe der Hauszeitung. Nando liest daraus vor:

«Liebe betagte Frauen und Männer, Zur Eröffnung möchte ich sie alle herzlich im neuen Heim willkommen heissen! Es ist ja sicher für alle ein Schritt in's Neuland – eine Veränderung im täglichen Leben, ein neues Wohnen – ein Anpassen an neue Verhältnisse...»

Der Text wurde zur Blaupause für den Brief an die Nachbarschaft, den das Kollektiv verteilen will. Teile wie das «wohlwollende Verständnis», das man aufbringen wolle, blieben erhalten, andere Elemente wurden abgeändert. Die Version findet Anklang in der Runde, Applaus aus den Stuhlreihen. Danach melden sich aber auch kritische Stimmen. Man kommuniziere insgesamt zwar offen und einladend, aber auch eher defensiv. «Wo bleiben unsere Kritikpunkte, wie der Leerstand des Gebäudes oder die Wohnknappheit in der Stadt?», will jemand wissen. In der Folge lebt die Diskussion auf, verliert sich aber gleichzeitig auf vielen Nebenschauplätzen. Die Gruppe bemüht sich darum, einen Konsens über die Kommunikationsstrategie zu finden. Bei Details wie dem Mediencommuniqué oder dem Gebrauch von Handys zeigt sich aber die Schwierigkeit einer kollektiven Einigung. Es ist schon spät geworden, die Luft im Raum stickig und die Konzentration eher tief. Gewisse Punkte werden vertagt, andere noch am selben Abend in kleineren Runden diskutiert.

Ruhe vor dem Sturm

Donnerstag, 3. Oktober 2019

Wasserflaschen, Baumaterialien und Gepäck werden in ein Auto geladen. «Das wird wohl unsere Nahrung für die ersten Tage», meint Sven und stellt eine grosse Kiste mit Kürbissen rein. Ein Dutzend Menschen treffen sich hier, noch in Bern, um den Transport zu organisieren. In zwei Stunden, mitten am Nachmittag, wollen sie losfahren. Die Stimmung ist gelöst, die Gruppe ist guter Dinge. «Ich freue mich», sagt Sandro, «wir haben lange genug gewartet.»

Unterdessen in Zollikofen: Das grosse Gebäude mit der grauen Fassade an der Wahlackerstrasse 5 scheint noch nichts von seiner Zukunft zu erahnen. In Kürze wird es wieder bewohnt sein, von jüngeren Menschen als zuletzt. Was aus dem Vorhaben wird, werden die nächsten Stunden, Tage und Wochen zeigen. **text und bild: luca hubschmied**

2 Gratis Bier

Der Gutschein berechtigt zu 2 gratis Stangen vom feinen Hauptstadtbier Felsenau

Erst ab 16 Jahren | Gültig bis 31.12.2019 | 1 Coupon pro Person

Zwischen Stagnation und leisem Aufbruch

2011 als ziviler Aufruhr mit zarten freiheitlichen Träumen gestartet, dauert der Bürgerkrieg in Syrien mittlerweile acht Jahre. Ein Augenschein vor Ort zeigt ein gespaltenes Land. Der Konflikt ist in all seinen verschiedenen Facetten fester Bestandteil des syrischen Alltags.

Was unter dem Namen der syrischen Revolution als politische Revolte seinen Lauf nahm, hat über die Zeit eine völlig eigene Dynamik entwickelt. Standen anfänglich noch freiheitliche Ziele im Vordergrund der zivilen Proteste, wurden diese früh von islamistischen Gruppierungen gekapert, die über mehr Erfahrung im Widerstand und reiche Geldgeber im Hintergrund verfügten. Damit fand eine rasche Radikalisierung beider Seiten statt, was schliesslich in einen offenen Krieg zwischen Regierungstruppen und Opposition mündete. Ausländische Kräfte begannen sich finanziell und militärisch einzumischen und zusätzlich betrat Daesh (IS) mit seinen Allmachtsfantasien syrischen Boden, was die Lage noch unübersichtlicher machte.

Versucht man sich mittels gängiger Zeitungen über die aktuelle Lage zu informieren, präsentiert sich einem ein Wirrwarr an Meldungen und Meinungen. Im Norden des Landes sind die Kurden bemüht, ihre Gebiete (bekannt als Rojava) gegen türkische Hegemonialansprüche zu

verteidigen, weiter östlich in al-Baghuz Fa-wqani wurde Ende März Daesh zumindest territorial endlich besiegt. Im Süden fliegt Israel vermehrt Angriffe auf iranische Milizen und im Westen hat der Kampf um die quasi-autonome Rebellenhauptstadt Idlib begonnen. Die Lage ist chaotisch, das Interesse der Weltgemeinschaft eher gering und die wirtschaftlichen Aussichten des Landes alles andere als wünschenswert. Während einige Teile des Landes noch immer durch Gefechte gezeichnet sind, kämpft man andernorts mit der lähmenden Perspektivlosigkeit.

Durch eine persönliche Einladung bekamen wir die Möglichkeit, im Frühling dieses Jahres knappe zwei Wochen in Syrien zu verbringen. Als Studierende der Islamwissenschaften mit regem Interesse am Gebiet zwischen Euphrat und Nil wollten wir uns dies nicht entgehen lassen. Wir erhofften so aus erster Hand zu erfahren, wie sich der Konflikt für diejenigen anfühlt, die geblieben sind. Ohne den illusorischen Anspruch, die gesamte «Wahr-

heit» des Krieges mit all seinen Facetten in dieser kurzen Zeit erfassen zu können, versuchten wir ein Gespür für die von uns besuchten Gebiete zu entwickeln.

Wegweiser nach Damaskus und Tartus



Ankunft in Beirut & Überqueren der Grenze

Gezeichnet von einem wenig erholsamen nächtlichen Aufenthalt am gigantischen Istanbul Flughafen kommen wir leicht angespannt in Beirut an, wo wir sogleich unseren Fahrer und Guide Rakan* treffen. Der syrische Familienvater ist ein langjähriger Freund unserer Bekannten und wohnt seit Jahrzehnten im Libanon. Rakan ist von bulliger Statur und

selben als leichtes Unterfangen und wir können ohne Probleme einreisen.

In al-Assads Herkunftsgebiet

Was bereits am Grenzposten begann, setzt sich im Verlauf der gesamten Reise fort: Porträts vom syrischen Präsidenten Bashar al-Assad in jeder Form und Grösse. Auf Autorückscheiben, als Poster an Wänden, auf Plakaten, als persönlicher Anhänger oder auf LKW-Planen – al-Assad

Rakan ist von bulliger Statur und kein Freund langer Gespräche. Erst recht nicht, wenn es darum geht, wie er seinen syrischen Militärausweis erlangt hat.

kein Freund langer Gespräche. Erst recht nicht, wenn es darum geht, wie er seinen syrischen Militärausweis erlangt hat.

Noch vor dem Grenzübergang erläutert er uns, dass wir Beamten nach Möglichkeit aus dem Weg gehen sollen. Fragen sie dennoch nach, sind wir Christen, die ihre Glaubensbrüder und -schwestern besuchen und Kirchen besichtigen wollen. Dank Rakans Kontakten zu Grenzbeamten gestaltet sich der Übergang der-

in Militäruniform posierend, locker gekleidet mit Sonnenbrille oder als Fotomontage zwischen dem russischen Präsidenten Putin und seinem iranischen Pendant Rohani.

Der mittlere Spross der siebenköpfigen al-Assad-Familie wurde in London zum Augenarzt ausgebildet. Dort lernte er auch seine zukünftige Frau kennen. Asma al-Assad stammt aus einer wohlhabenden syrischen Familie und ist sunnitischen Glaubens. Bashar wiederum ist gläubiger Alawit und somit Schiit, was seiner Ehe im heutigen Syrien politischen Charakter verleiht.

Bashar al-Assad war nie für das Präsidentenamt vorgesehen. Kurz vor der Jahrtausendwende musste er aufgrund eines tödlichen Autounfalls seines Bruders im Alter von 30 Jahren mit seiner Frau nach Syrien zurückkehren. Dort begann er eine Militärausbildung, die ihn pro forma bis zum Kommandanten der Präsidentschutzgarde beförderte, was allerdings von Beginn an eher symbolischer Natur war. Noch heute stützt sich Assad in Militärfragen primär auf seine Berater.

Unsere Reise führt uns nun als Erstes ins Herz des Herkunftsgebiets der Herrscherfamilie, an der Westküste zwischen Tartus und Lattakia. Die Region ist traditionell christlich-alawitisch geprägt. Schon länger ist sie bekannt als Bade- und

Ferienort für gutbetuchte Syrer und dient mittlerweile auch als Basis für die russische Armee, die sowohl am Boden als auch in der Luft mit Aufklärungsflugzeugen Präsenz markiert.

Die Gegend ist durchzogen von bewaldeten Hügeln und weitläufigen Tälern. Lediglich graue Betonskelette unvollendeter Häuser brechen die harmonische Landschaft. Kalt und leer stehen sie für den Mangel an Geld, um sie fertig zu bauen, und Menschen, um sie zu bewohnen.

Die Familie Mardin wohnt in einem ebensolchen Gebäude. Will man zu ihrer Wohnung gelangen, bringt man zuerst zwei Stockwerke voller Schutt und herabhängender Drähte hinter sich, bevor man dann ihr ausgebautes Geschoss mit der gemütlich eingerichteten Wohnung betritt.

«Habt ihr die Reise hierhin tatsächlich heil überstanden? Haben euch die berühmten syrischen Soldaten wirklich, ohne euch an den Kragen zu gehen, einreisen lassen?», fragt uns Bedros, Familienvater und Pfarrer im Ruhestand, zur Begrüssung mit stark sarkastischem Unterton. Schnell wird uns klar, dass wir es hier mit überzeugten Assad-Anhängern zu tun haben.

«Lieber sterbe ich durch eine Kugel im Kopf, als auf Raten und am Hungertuch nagend.»

Die Familie erzählt uns, wie sie als Christen immer gut unter der Assad-Familie gelebt haben. Den Assads seien Minderheiten seit jeher am Herzen gelegen, weshalb sich die Herrscherfamilie der bedingungslosen Unterstützung unserer Bekannten sicher sein kann. Angesprochen auf den Krieg haben sie alle persönliche Geschichten zu erzählen. Sei es, sich im Kreuzfeuer zwischen Rebellen und Regierungstruppen wiederzufinden, oder morgens auf dem Weg zur Arbeit über Leichen hinweg zu steigen.

Im Jahr 2019 erlebt die Familie den Krieg durch Inflation, Arbeitslosigkeit und Benzinkrisen auf eine andere, für sie fast unerträglichere Weise. Bedros meint dazu trocken: «Lieber sterbe ich durch eine Kugel im Kopf, als auf Raten und am Hungertuch nagend.» Für ihn hat der Krieg gerade erst begonnen.

Ostern in Syrien

Während unseres Aufenthaltes feiern die griechisch-orthodoxen Christen Ostern, ihr heiligstes Fest des Jahres. Dies äussert sich in einem Aufruhr, der von jung bis alt alle erfasst. Bedros erinnert sich, wie früher die jüngeren Kirchenmitglieder bewaffnet Wache halten mussten, um mögliche Daesh-Angriffe abzuwehren. Heute versammelt man sich an diesem Feiertag auf den Strassen, um den Prozessionen der beiden örtlichen Kirchen beizuwohnen. Inmitten Überbleibsel alter Kreuzritterburgen und verwinkelten Strassen wird gesungen und gelacht. Das war nun definitiv nicht das Syrien, das wir erwartet hatten.

Dass dies nur eine Seite dieses Landes ist, wird uns bereits am darauffolgenden Tag vor Augen geführt. Frühmorgens klopfen Geheimdienstmitarbeiter bei unseren Bekannten an und wollen wissen, ob wir nun wie informiert bei ihnen zu Gast sind und was genau unser Plan für die kommende Zeit sei. Mit diesen Informationen alleine sind sie offensichtlich

Nachdem wir dem Geheimdienstmitarbeiter noch etwas Schweizer Schokolade schenken, bedankt er sich artig und wünscht uns herzlich willkommen in seinem Land.



Der älteste Souk in Damaskus gesäumt von der Nationalfahne oben

nicht zufrieden, weshalb sie sich sogleich für einen persönlichen Besuch am selben Abend anmelden. Missmutig stimmt Bedros zu, weswegen wir um 10 Uhr abends bei Tee und Keksen tatsächlich von einem Klingeln an der Tür gestört werden. Die Nervosität, die sich durch diesen angekündigten Besuch des Geheimdienstes aufgestaut hat, weicht schnell wieder als sich ein Mittzwanziger entschuldigend durch den Türspalt schiebt. Offensichtlich unangenehm berührt, muss er wohl Befehle von weiter oben ausführen, und will dieses Aufeinandertreffen möglichst schnell und reibungsfrei hinter sich bringen. Wir werden angehalten, Kopien unserer Pässe mitsamt genauer Pläne für die Zeit in Syrien abzugeben. Nachdem wir ihm noch etwas Schweizer Schokolade geschenkt haben bedankt, er sich artig und wünscht uns herzlich willkommen in seinem Land.

Anhand solcher Anekdoten merkt man, dass die Lage auch an schein-

bar sicheren Orten fragil bleibt und der syrische Staat grosse Angst vor einem allfälligen Kontrollverlust hat. Sich dessen Kontrolle entziehen zu wollen, ist offensichtlich ein Ding der Unmöglichkeit. In den 90er-Jahren sei der Geheimdienst noch offen auf den Strassen präsent gewesen, wird uns von unseren Bekannten versichert. Heute zeige sich dieser eher in der Präsenz geheimer Spitzel, sodass man sich als syrischer Bürger nirgends wirklich in Sicherheit wiegen könne.

M5 nach Aleppo

Einige Tage später machen wir uns auf den Weg ins nördliche Aleppo. Bewegt man sich in Syrien im Auto fort, ist man ständigen Strassenkontrollen unterworfen. Dabei erregt die Anwesenheit von zwei Schweizern wiederkehrende Unsicherheit aufseiten der oftmals sehr jung wirkenden Militärangehörigen. Dies zieht öfters lange Diskussionen nach sich, die durch

kleinere Geldbeträge ein versöhnliches Ende finden. An diesen Kontrollen müssen wir Passkopien hinterlassen mit Angaben zu Ziel, Dauer und sonstigen Plänen, was dem Militär und seinem Geheimdienst ermöglicht, jederzeit genauestens darüber informiert zu sein, wer sich wo befindet.

Die M5-Strasse nach Aleppo stellt die wichtige Verbindung zwischen Aleppo und Damaskus dar. Umgeben von Steppe ist sie schwierig zu kontrollieren und galt deshalb lange offiziell als unbefahrbar. Noch immer ist sie gesäumt von ausgebrannten und stehengelassenen Autowracks und somit stiller Zeuge von Tod und Elend, die Daesh hier über Reisende gebracht hat.

Aleppo wurde gemeinhin als kultureller und kulinarischer Hotspot Syriens bezeichnet. Früher als nahöstliches Backpacker-Mekka bekannt, ist davon nach fast acht Jahren Bürgerkrieg wenig übrig. In westlichen Medien war vor allem der erbitterte Kampf der Rebellen im Ostteil der Stadt lange ein Thema. Dieser wurde, ohne Rücksicht auf Verluste, von der Regierung mithilfe des russischen Militärs niedergeschlagen.

Fährt man heute durch diese Viertel, fällt auf, wie das Leben nach wie vor in und um die Trümmer dieses Kampfes stattfindet. Ressourcen, um diese wegzubringen, sind offensichtlich keine vorhanden, aber unaufhaltbar findet das Leben seinen Weg und die Menschen arrangieren sich. Um die Trümmer herum werden Stände errichtet und in Häusern, in denen neun Wohnungen unbewohnbar sind, findet sich in der zehnten eine Familie. Fährt man zum berühmten alten Souk, präsentiert sich eine ähnlich triste Lage. Sämtliche Läden sind verbarrikadiert, die Decken eingefallen und die Hauptstrasse ist wegen Minen auf keinen Fall zu verlassen. Während der bewaffneten Konflikte in Aleppo wurde der Souk als willkommenes Versteck von den Rebellen verwendet, weshalb nicht mehr viel davon erhalten geblieben ist. Doch vereinzelt finden sich heute Arbeiter, die sich der mühseligen Aufgabe annehmen, die ersten Mauern wiederherzurichten. Dabei sind sie abhängig davon, ob gerade Geld zur Verfügung steht. Uns wird berichtet, wie es in der ganzen Stadt verteilt einzelne Initiativen gibt, um mit dem Wiederaufbau zu beginnen.

Startschuss über Idlib

Unweit der Souks findet sich die Zitadelle von Aleppo. Sie wurde während des ganzen Krieges trotz mehreren Angriffen seitens der Rebellen von der Regierung verteidigt und gilt heute wieder als beliebter Treffpunkt der Lokalbevölkerung. Zeitgleich mit uns ist eine grössere Ansammlung syrischer Soldaten zu Besuch. Die wilde Truppe ist in ihrer jugendlichen Energie kaum zu bändigen und präsentiert sich farbenfroh und heterogen. Von pinken Tanktops über Airmax-Sneakers zu farbigen Kopfbändern ist alles zu

Aufbruch in die Hauptstadt

Nach einer mehrstündigen Fahrt erreichen wir am Abend die Hauptstadt Damaskus. Dieser Stadt wird nachgesagt, die älteste durchgehend bewohnte Stadt der Welt zu sein: Seit über 8000 Jahren sind dort Menschen wohnhaft. Das wiederum heisst, dass Damaskus jegliche zivilisatorischen Errungenschaften miterlebt und die verschiedensten Königreiche aufkommen und fallen gesehen hat. Es ist folglich nicht erstaunlich, kann ihr auch ein bald zehn Jahre andauernder Bürgerkrieg wenig anhaben. Rebellen und

Am Abend mischten sich dann Muezzingesänge mit dem Lärm der Kampfjets.

sehen. Diametral anders präsentiert sich das Bild der in Aleppo stationierten russischen Soldaten: Schweigend, in einheitlicher Uniform und mit strengem Blick arbeiten sich diese die Strassen hoch und runter.

Wir besuchen die Zitadelle staunend und verweilen nach deren Besichtigung noch etwas auf dem belebten Platz. Plötzlich ist ein fernes Wummern auszumachen. Ein zweites folgt und wir realisieren, dass wir soeben Zeugen der ersten Kriegshandlungen des Kampfes um Idlib geworden sind. Da an diesem Tag in ganz Syrien eine akute mehrwöchige Benzinkrise überwunden werden konnte, ist es dem syrischen Militär nun möglich, seinen lang erwarteten Angriff auf die Rebellenhochburg und die umliegenden Gebiete zu starten.

Am Abend mischen sich dann Muezzingesänge mit dem Lärm der Kampfjets und anschliessendem dumpfem Grollen zu einer speziell anmutenden Geräuschkulisse. Unserem Fahrer Rakan wird es dann doch etwas zu brenzlich, weshalb wir am nächsten Morgen Aleppo wieder verlassen. Dies erwies sich aufgrund der bewaffneten Soldaten am Strassenrand, uns entgegenkommenden UN-Blauhelmen und aufmarschierenden russischen Spezialeinheiten als sicherlich keine schlechte Idee.

Daesh kamen zwar bis wenige hundert Meter an die mit dicken Mauern umgebene Altstadt heran, doch heute sucht man Überbleibsel an diese Zeit vergebens. In den Köpfen der Stadtbewohner sind die Erinnerungen allerdings alles andere als verblasst.

Auf der Suche nach dem besten Shawarma der Stadt lernen wir gleich an unserem Ankunftsabend die beiden Syrerinnen Mariam und Anna kennen.

Beide sind der Universität wegen nach Damaskus gezogen und haben hier Wirtschaft studiert. So weit so gut; Ortschaften sind austauschbar, der bisherige Lebensweg und Interessen scheinen ähnlich den unseren. Denken wir zumindest anfänglich. Doch wenn sie erst einmal zu erzählen beginnen, wird einem der Unterschied schnell vor Augen geführt. Sie zeigen uns zum ersten Mal direkt, was es für Gleichaltrige heisst, in Syrien während des Bürgerkrieges zu leben und studieren.

Sie schildern, wie der gesamte Freundeskreis Syrien bei der erstbesten Gelegenheit verlassen hat und ihnen nur die engste Familie geblieben ist. Ihre Eltern wollten keineswegs ihre Heimat verlassen und so entschlossen sich auch die beiden jungen Frauen bei ihren Familien zu bleiben. «Wie könnte ich auch nur meine Familie und Anna hier alleine lassen?», fragt Mariam, ohne eine Antwort zu erwarten.



Seit ihre Familie vor Daesh flüchten musste, war sie nie mehr in ihrem Dorf, das eigentlich nur wenige Autominuten entfernt liegt. Das Haus, in dem sie geboren wurde, wäre bei einem Besuch sowieso nicht mehr auffindbar.

Sie berichtet, wie ihre gesamte Familie aus ihrem Heimatdorf flüchten musste, als Daesh im Anmarsch war. Die Bewohnenden des Dorfes, die es nicht rechtzeitig weggeschafft haben, kamen entweder im Kampf ums Leben oder wurden entführt und blieben über Jahre in Geiselhaft der Gotteskrieger*innen. Seit her war sie nie mehr in ihrem Dorf, das ei-

gentlich nur wenige Autominuten entfernt liegt. Das Haus, in dem sie geboren wurde, wäre bei einem Besuch sowieso nicht mehr auffindbar.

Viel Hoffnung für die nahe Zukunft haben die beiden nicht. Zu schlecht geht es der syrischen Wirtschaft, zu gross wiegt der Verlust der Millionen Syrer, die das Land verlassen mussten.

Rückfahrt in den Libanon

Keine Autofahrtstunde von Damaskus entfernt liegt bereits das Bekaa-Tal des Libanons.

Die Grenze verläuft auf einem kleinen Gebirge, das einem eine weite Sicht auf dieses Tal ermöglicht. Es ist durchsetzt von kleineren und grösseren Camps, dessen Behausungen mit ihren weissen UNHCR-Planen in der Sonne glitzern. Man fragt sich, wie lange es wohl noch dauern wird, bis die Bewohner*innen wieder frohen Mutes zurück nach Syrien können. **text: raphael hofmann; bild: lorenzo nanculaf**

*Zum Schutz der im Text genannten Personen wurde dieser und alle folgenden Namen geändert.

Geächtet und geduldet zugleich

Abgelehnte Asylsuchende müssen normalerweise die Schweiz verlassen. Teilweise ist das jedoch nicht möglich, weshalb sie ohne Möglichkeit nach vorn oder zurück in der Schweiz feststecken. Ein Einblick in eine lange währende Problematik.

Die humanitäre Schweiz – dieses Selbstverständnis ist seit Jahren in unseren Köpfen und seit kurzem auf der Hunderternote verankert. Als Beispiel für diese gutschweizerische Tugend wird gerne die Aufnahme von Geflüchteten aus dem Tibet herangezogen. Ausgerechnet am Beispiel der Tibeter*innen zeigt sich aber seit einigen Jahren eine andere Seite des schweizerischen Asylwesens. Wer einen Negativ-Entscheid erhält, muss normalerweise binnen einer festgelegten Zeit das Land verlassen und in die jeweilige Heimat zurückkehren. Einige Asylsuchende fallen jedoch durch die Maschen des scheinbar gut organisierten Systems: Sie können nicht in ihre Heimat- oder Transitländer zurückkehren beziehungsweise rückgeführt werden und werden deshalb von den Behörden als illegale Aufenthalter*innen toleriert. Für die betroffenen Personen bedeutet dieser unsichere Aufenthaltsstatus ein Leben in Angst und unter grosser psychischer Belastung. Sie erhalten keine Sozialhilfe mehr und leben allein von der Nothilfe, die aus acht Franken pro Tag, also 240 Franken im Monat besteht – dies in einem Land, in

dem die meisten Monatslöhne höher sind als 3'500 Franken. Diese acht Franken pro Tag müssen reichen für Essen, Kleidung, Reisen mit dem öffentlichen Verkehr und andere Anliegen, die den Lebensunterhalt betreffen.

In diese Situation geraten gerade Tibeter*innen oft: Seit einem Bundesgerichtsentscheid im Mai 2014 müssen tibetische Asylsuchende beweisen, dass

sie tatsächlich aus dem Tibet stammen. Dies ist jedoch oft unmöglich, da sie keine Papiere haben und faktisch staatenlos sind. Somit stecken viele Tibeter*innen mit einem Negativentscheid in der Schweiz fest, ohne Möglichkeit auf Weiterreise oder Rückkehr.

Kein Härtefall – allen Bemühungen zum Trotz

Dolma befindet sich schon seit etwas mehr als drei Jahren in dieser Situation. Seither begleitet sie im Alltag eine latente Angst. «Als ich den Negativentscheid erhielt, stand da, ich hätte so und so viele Tage Zeit, das Land zu verlassen, ansonsten käme mich die Polizei holen», erzählt sie. Noch heute sei sie sich nicht sicher, ob nicht doch eines Tages die Vertreter*innen der Staatsgewalt an der Türschwelle stünden. Eine unvorstellbare Dauerbelastung für eine Person, in deren Erfahrung die Polizei vornehmlich als ausführender Arm eines unterdrückenden Regimes auftrat und die in ihrem Herkunftsland bereits prekäre Haftbedingungen erlebt hat. Dolma hat alles Mögliche versucht, um eine Chance

Sie erhalten keine Sozialhilfe mehr und leben allein von der Nothilfe, die aus acht Franken pro Tag, also 240 Franken im Monat besteht.

PIZZERIA RISTORANTE
MOLINO

20% RABATT
FÜR SCHÜLER & STUDENTEN

ZEIT FÜR EINE LERNPAUSE?!

PIZZERIA RISTORANTE MOLINO, WAISENHAUSPLATZ 13, 3011 BERN
T: 031 311 21 71 | BERN@MOLINO.CH

UNI FR
UNIVERSITÉ DE Fribourg
UNIVERSITÄT FREIBURG

MASTER INFO EVENT
für Bachelor-Studierende

16.12.2019 | 17.15 Uhr | Raum 3117
Universität Freiburg, Miséricorde, Av. de l'Europe 20

Freiburg: der richtige Ort für den Master of Law

Prof. Bernhard Waldmann, Dekan

Präsentation des Masterstudiums in Recht

Anschliessend Fondue-Essen in der Mensa.

Einschreibungen bis am 09. Dezember 2019:
www.unifr.ch/ius

RECHTSWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT
DEKANAT
AV. DE L'EUROPE 20, CH-1700 FREIBURG



Pechu betrachtet ihre Dokumente, die sich während des Asylverfahrens und der Härtefallabklärung angesammelt haben.

auf ein Härtefallgesuch zu erhalten: intensiv Deutsch gelernt, Kontakte mit Schweizer*innen aufgebaut und freiwillig in sozialen Institutionen gearbeitet (wie beispielsweise einem Altersheim). Doch trotz alledem ist das kantonale Migrationsamt nicht auf ihr Gesuch eingetreten. Denn ihre Herkunft beweisen, das kann Dolma immer noch nicht. Weder die indische noch die nepalesische Botschaft wollten mit ihr und anderen Tibeter*innen sprechen, geschweige denn ihr eine Bestätigung ausstellen, dass sie nicht aus einem der

ter*innen Papiere auszustellen. Nun steht Dolma wieder mit leeren Händen da, die Verzweiflung nimmt langsam überhand, alle Möglichkeiten scheinen ausgeschöpft. Einige Schweizer Bekannte versuchen auf anderen Wegen zu helfen, durch Briefe an den Regierungsrat und verschiedene Aktionen, um die Bevölkerung auf die vertrackte Situation aufmerksam zu machen und so vielleicht sozialen Druck aufzubauen – bisher jedoch ohne Erfolg. «Dabei will ich doch gar nicht viel», sagt Dolma, «nur ein Papier, das mir erlaubt zu arbeiten.»

Somit stecken viele Tibeter*innen mit einem Negativentscheid in der Schweiz fest, ohne Möglichkeit auf Weiterreise oder Rückkehr.

jeweiligen Länder stammt. Zuletzt wagte Dolma gar den für sie und ihre Familie unter Umständen gefährlichen Gang auf die chinesische Botschaft. Die Beamten dort wollten mit ihr und anderen Tibeter*innen alleine sprechen, was die Schweizer Begleiter*innen jedoch nicht zuließen. Daraufhin weigerten sich die Beamten, den Tibe-

Ein Zimmer für die ganze Familie

Ganz ähnlich erging es auch Pechu, die seit vier Jahren mit Nothilfe in der Schweiz lebt. Sie flüchtete über die Berge von Tibet nach Indien, wo sie drei Monate lang bei einem Freund ihres Vaters wohnte, bis dieser über Schlepper ihre

Reise in die Schweiz organisierte. Auch Pechu erhielt einen zweifachen Negativentscheid und vor kurzem wurde ihr Härtefallgesuch abgewiesen, da sie wie Dolma ihre Herkunft nicht beweisen kann. «Bei uns ist es nicht so wichtig, wann ein Kind geboren wurde, es wird nicht alles aufgeschrieben. Und auch wenn ich eine Bestätigung erhalte – das Original per Post zu schicken, ist unmöglich. Es wird jeder Brief von den Behörden kontrolliert, wir müssen sie offen zum Schalter bringen», erzählt sie. Allerdings konnte sie eine Bestätigung des Dorfoberhauptes organisieren, dass sie bis zu ihrer Flucht in dessen Dorf in Tibet gelebt hat. Sie besitzt davon jedoch nur eine Fotografie auf ihrem Handy. Pechu versucht mit diesem Dokument eine Wiedererwägung ihres Gesuchs zu erwirken; die einzige Möglichkeit, die ihr noch bleibt. Besonders schwierig gestaltet sich die Situation für sie, weil sie in den sechs Jahren, die sie nun in der Schweiz lebt, einen tibetischen Freund gefunden und mit ihm zwei Kinder hat – das eine wenige Monate, das andere zweieinhalb Jahre alt. Sie teilen sich zu viert ein Zimmer in der Asylunterkunft und mit den sieben Franken¹, die sie als Familie pro Person erhalten, könne sie ihren Kindern kaum gerecht werden, meint Pechu.

häregluengt

How much is the beer?

In Fällen, in denen keine Papiere vorhanden sind, um die Staatsangehörigkeit der Asylsuchenden zu klären, setzt das Staatssekretariat für Migration (SEM) auf die Herkunftsabklärungen von LINGUA. Die Fachstelle des SEM beschäftigt Linguist*innen, die wiederum mit externen Expert*innen zusammenarbeiten, um anhand von 45- bis 60-minütigen Gesprächen mit den Geflüchteten ein sprachwissenschaftliches Gutachten über deren Herkunft zu erstellen. Da sich die Linguist*innen der Schwierigkeit dieses Unterfangens durchaus bewusst sind – Dia-, Regio-, und Soziolekte sind schliesslich keine starren Gebilde –, setzen sie zudem auf Fragen zu landeskundlichen und kulturellen Kenntnissen. So wurden Betroffene beispielsweise gefragt, wie viel in Tibet ein Bier im Supermarkt koste. «Ich trinke kein Bier – woher soll ich das wissen?», lautet Pechus Kommentar zu dieser Frage. Eine weitere Frage betraf die Namen der umliegenden Berggipfel. Dazu meint die Tibeterin: «Für euch in der Schweiz mag es wichtig sein, beim Wandern zu wissen, dass dies das Stockhorn ist und jenes der Niesen. Für uns spielt das keine Rolle.» Zudem erforderten die Fragen ihrem Empfinden nach ein viel zu hohes Bildungsniveau.

Kaum rechtliche Möglichkeiten

Rechtlich sieht die Lage der Betroffenen düster aus. Es stehen ihnen kaum Instrumente zur Verfügung, um sich gegen die Entscheide der Behörden zu wehren oder ihren Aufenthaltsstatus zu regularisieren. Erhält ein*e Asylsuchende*r einen Negativentscheid, kann im Laufe des Verfahrens dagegen einmalig Beschwerde beim Bundesverwaltungsgericht eingereicht werden. Wird diese Beschwerde abgelehnt, dann ist der Negativentscheid final. In dieser Situation befinden sich Dolma und Pechu.

Laut Asylgesetz kann zwar ein Härtefallgesuch nach fünf Jahren Aufenthalt seit Einreichung des Asylgesuchs gestellt werden, doch in der Praxis wird auf Härtefallgesuche nur bei guter Integration eingetreten, was regelmässig aufgrund der schwierigen Eingliederung in den Arbeitsmarkt scheitert. Bei einer anderen Kategorie von ausländerrechtlichen Härtefallgesuchen (aufgrund langen Aufent-

tes in der Schweiz) wird wenn überhaupt erst nach 10 Jahren eingetreten – eine unglaublich lange Zeit, um am Existenzminimum zu leben. Die Nothilfe-Situation sei jedoch gerade auch als Abschreckung und nicht als Unterstützung gedacht, wie Alberto Achermann, Professor für Migrationsrecht an der Universität Bern, erklärt. Die Praxis erfüllt somit ihren Zweck. Ein Härtefallgesuch muss an das kantonale Migrationsamt gestellt werden. Fällt der Befund positiv aus, muss das SEM diesen bestätigen. Tritt das Amt nicht auf das Härtefallgesuch ein, kann die beschwer-

ischen Gerichtshof für Menschenrechte weiterzuziehen. Doch Alberto Achermann erläutert, dass die Chancen auf einen positiven Entscheid des EGMR gering sind: «Ein*e Asylbewerber*in als Einzelperson könnte höchstens unmenschliche Behandlung geltend machen, wofür Strassburg jedoch sehr hohe Schwellen setzt und nur zurückhaltend urteilt. Ausserdem ist die Situation für abgelehnte Asylsuchende in der Schweiz im Vergleich zu anderen europäischen Ländern immer noch relativ gut.» Einzig als Familie könnte man etwas grössere Chancen haben, da das Kindeswohl



Der einzige Ausweis, den Betroffene erhalten.

deführende Person dagegen nichts mehr unternehmen. Schafft es das Vorbringen hingegen bis ans SEM und wird erst dann abgelehnt, dann besteht die Möglichkeit, diesen Entscheid beim Bundesverwaltungsgericht anzufechten. Wenn das Bundesverwaltungsgericht die Beschwerde abweist, sind die juristischen Möglichkeiten jedoch endgültig ausgeschöpft. Dolma und Pechu stecken beide bereits beim kantonalen Migrationsamt fest, da dieses wegen «fehlender Mitwirkungspflicht» der beiden Tibeterinnen nicht auf deren Gesuche eintritt.

Gang nach Strassburg

Denkbar wäre es, die Umstände der Nothilfe beim Bundesgericht anzufechten und diese bei einem abschlägigen Bescheid schliesslich bis an den Europä-

sehr hoch gewichtet werde, meint Achermann. Ein Entscheid über die allfällige Höhe der Nothilfe würde jedoch am Aufenthaltsstatus der jeweiligen Person nichts ändern. Die Problematik wäre also nur etwas abgeschwächt, aber nicht vom Tisch.

Ermessenssache

Der Asylbereich ist ein Rechtsgebiet, in dem das Ermessen eine grosse Rolle spielt. Dies ist einerseits notwendig, um angemessen auf Einzelfälle eingehen zu können. Andererseits wirkt das System auf Betroffene dadurch mitunter willkürlich. So ruft die Auslegung der Gesetze in Dolma Unverständnis hervor: «Hier steht doch, ich müsse integriert sein, die Sprache sprechen können und nicht straffällig geworden sein – aber das Amt hat das gar nicht angeschaut, sie sprechen immer nur



Nothilfe- Frühstück, Mittagessen und Abendbrot für 6.15: bleiben noch 1.85 für die hohe Kante (die Nutella-Päckchen waren tatsächlich die billigste Variante eines Brotaufstrichs)

von meinem Herkunftsbeweis.» Es scheint, dass das Ermessen in gewissen Abschnitten des Verfahrens zu gross ist, in anderen dagegen zu klein. Wird bei den Verfahren noch stark auf den Einzelfall eingegangen, scheint dieser beispielsweise bei den Härtefallgesuchen kaum mehr berücksichtigt zu werden. Dies liegt zu einem grossen Teil auch an der gegenwärtig sehr strengen gerichtlichen Praxis.

«Identität nicht offengelegt»

Auf die Nachfrage dieser Zeitung, wie viele Härtefallgesuche in den letzten Jahren gutgeheissen wurden, antwortet das Amt für Migration und Personenstand des Kantons Bern (MIP), im Jahr 2018 seien 16 Gesuche aus dem Kanton Bern durch das SEM bewilligt, vier abgelehnt worden. Auf wie viele das MIP gar nicht erst eingetreten ist, wird daraus jedoch nicht ersichtlich. Da die Schweiz die Tibeter*innen als Chines*innen betrachte und die Statistiken nur nach Nationalität, nicht aber nach Ethnie erhoben würden, könne keine Aussage darüber getroffen werden, wie viele Gesuche von Geflüchteten aus dem Tibet angenommen werden, so das MIP weiter. Auf den häufig geäusserten Vorwurf vonseiten der Betroffenen, dass Integrationsbemühungen oft gar nicht beachtet würden und das MIP aufgrund des Herkunftsbeweises auf die Härtefallgesuche gar nicht eintrete, antwortet dieses: «Bei allen Personen hat das SEM sowie das Bundesverwaltungsgericht festgestellt, dass sie ausserhalb von China sozialisiert worden sind und ihre Fluchtvorbringen ungläubhaft sind. Bei allen Personen ist deren Identität nicht nachgewiesen und auch nicht offengelegt worden.» Die Asylsuchenden hätten folglich die Mitwirkungspflicht verletzt, weshalb die Härtefallkriterien nicht erfüllt würden. Zu den Bemühungen der Geflüchteten, über diverse Botschaften ihre Identität bestätigen

zu lassen, nicht zuletzt über den potenziell gefährlichen Gang zur chinesischen Botschaft heisst es weiter: «Wenn ein abgewiesener Asylsuchender sich mit jener Identität auf einer Botschaft anmeldet, mit der er schon die schweizerischen Asylbehörden getäuscht hat, so ist offenkundig, dass die jeweilige diplomatische Vertretung keine Dokumente auf eine nicht belegte Identität ausstellen kann.» Für das Amt ist also klar: Wer die eigene Identität nicht beweisen kann, betrügt vorsätzlich die Behörden. Ein Vorwurf, der so formuliert kaum zu entkräften ist.

Die Abschreckungspraxis der Nothilfe funktioniert nicht.

Wirkungslose Abschreckung

Die Situation kann auch für die Behörden nicht zufriedenstellend sein. Sie sind mit ihren Möglichkeiten ebenfalls am Ende, wenn ein Wegweisungsentscheid nicht vollzogen werden kann. Für die Betroffenen geht es dabei um die Existenzgrundlage, bedeutet es doch ein prekäres Leben über Jahre hinweg. Behörden wie Betroffene befinden sich also in einer Pattsituation. Dass hier dringender Handlungsbedarf besteht, ist nicht von der Hand zu weisen. Denn die mehr als 200 Tibeter*innen sind nur eine von mehreren betroffenen Ethnien. So wurden in den letzten Jahren ebenfalls viele Asylgesuche von Eritreer*innen abgelehnt. Da Eritrea abgewiesene Flüchtlinge nicht wieder aufnehmen will, blieben viele von ihnen in der

Schweiz. Zu einer freiwilligen Rückkehr sind sie aufgrund der Situation in ihrem Herkunftsland kaum zu bewegen. Dies zeigt vor allem eines: Die Abschreckungspraxis der Nothilfe funktioniert nicht. Denn obwohl sie lediglich ein Schattendasein am Rande der Gesellschaft ermöglicht – die Rückkehr scheint als Alternative nicht infrage zu kommen. Weshalb also Menschen unnötig leiden lassen?

Regularisiert nach 10 Jahren

Einige Kantone scheinen die Unzumutbarkeit der Zustände erkannt zu haben und erteilen in gewissen Fällen nach zehn Jahren illegalem Aufenthalt schliesslich doch eine Aufenthaltsbewilligung. Allerdings basiere diese Entscheidung auf dem Ermessen der Behörden, es erwachse also kein Rechtsanspruch daraus, sagt Migrationsrechtsprofessor Achermann. Zudem würde vorausgesetzt, dass die asylsuchende Person während der ganzen Zeit deliktfrei geblieben sei. «Leben Sie mal zehn Jahre lang von der Nothilfe, ohne auch nur einmal beim Schwarzfahren oder Ladendiebstahl erwischt worden zu sein», meint Achermann weiter.

Die Erteilung von Aufenthaltsbewilligungen nach jahrelangem Aufenthalt und bei entsprechendem Integrationswillen ist durchaus eine Lösung, zumal die Betroffenen gerne arbeiten und der Gesellschaft etwas zurückgeben würden. Heute können sie das nur mit Freiwilligenarbeit, doch auch dies ist für abgewiesene Asylsuchende eigentlich verboten – ein Zustand, der schon fast zynisch erscheint. Massnahmen zur Verbesserung der gegenwärtigen Situation dieser Personen sind genauso dringend nötig wie die Beantwortung der Frage, ob nicht bereits die Methoden zur Abklärung des Anspruchs auf Asyl problematisch, die Ansprüche zu hoch sind. Änderte sich diesbezüglich die Praxis, müsste es gar nicht erst soweit kommen, dass Menschen eine wichtige Zeit ihres Lebens verschwenden müssen. **text und bilder: lucie jakob, noah pilloud**

¹ eine Familie erhält pro Person 7 CHF Nothilfe am Tag anstelle der 8 CHF für Einzelpersonen.

² BGE 124 II 110 E. 3 S. 112 f; gestützt darauf: BVGE C-8014/2009



«Ich lasse mich vom Zeitgeist führen»

Shamala Masala ist eine DJ* des berner Nachtlebens. Doch hinter diesem Namen steckt noch viel mehr als nur Musik. Die *bärner studizytig* sprach mit ihr über ihre Projekte, Inspiration und das Wagnis der Selbstständigkeit.

Liebe Sonja, als Erstes möchten wir natürlich das Rätsel um deinen Künstlerinnen-Namen klären. Shamala bedeutet in Sanskrit «Fleck» oder «Mal» und Masala ist ein Gewürz. Wie kam es zu dieser Kombination?

Masala hatte ich mir schon länger als Name ausgesucht. Es ist ein Gewürz, das mir auf meinen Reisen nach Indien und Ostafrika immer wieder in verschiedensten Verwendungen begegnet ist. Es ist immer ein Mix und kann ganz unterschiedlich sein, so wie ich meine Person als einen Mix verstehe, der dann neue Dinge kreiert. Shamala dagegen habe ich mir nicht wegen der eigentlichen Bedeutung ausgesucht. Einmal hat eine Person, die mir viel bedeutet, als Morgenruf einfach so aus dem Herzen «Shamalaschuguluu» gerufen, und das fand ich irgendwie toll und spannend und da mir noch ein Vorname fehlte, entschied ich mich für «Shamala».

Du bist gleichzeitig Yoga-Lehrerin, Illustratorin, DJane und veranstaltest Workshops wie Kakao-Zeremonien. Ist es nicht schwierig, das alles unter einen Hut zu bringen?

Im Moment bin ich noch drauf und dran, mich damit zu konstruieren und merke, dass ich diese verschiedenen Standbeine brauche, um mich zu entwickeln. Finanziell sind sie auch alle gleich rentabel. Ich konnte nie so genau definieren, was mein Kern ist, und denke, es ist ein Mix aus Vielem. Damit spiele ich auch in meiner Kunst, indem ich Kulturen und Einflüsse mixe, einen Ursprung nehme und eine neue Identität hinzufüge.

Und woher nimmst du das Recht, diese Kulturen zu vermischen? Könnte das nicht anstössig sein?

Ich arbeite sehr intuitiv und merke meistens erst beim Resultat, dass es wieder ein Mix geworden ist. Ich werde öfters auf meine Illustrationen angesprochen, weil die Leute nicht einordnen können, ob sie afrikanisch, indisch oder buddhistisch zu interpretieren sind. Ich habe mir das nicht so genau überlegt, aber anscheinend löst es gewisse Assoziationen aus.



Woher kommen denn die Inspirationen zu deinen Arbeiten?

Ich lasse mich meistens vom Zeitgeist führen. Der Zeitgeist liegt für mich über und in der Welt, etwas ungreifbar und für sich lebend. Da lege ich mich gerne rein und lass mal sehen, was da so kommt. So gerate ich dann auch an Themen wie Feminismus und Weiblichkeit.

«Ich konnte nie so genau definieren, was mein Kern ist, und denke, es ist ein Mix aus Vielem.»

Aber wo findest du diesen Zeitgeist, wo liest du den heraus?

Das ist nicht so rational, das sind eher so Wellenbewegungen, die durch mich durchgehen, und manchmal kommt eine Art Schmerz, ein Weltschmerz, eine Welle von Eindrücken, die mich dazu bewegen, die Dinge so zu zeichnen, wie ich sie zeichne. Das muss nicht durch den Alltag sein, sondern geschieht eher durch meinen eigenen Prozess, in dem ich drin bin. Dieser ist von sehr viel Ruhe – in der Meditation, im Sein und in der Wahrnehmung – geprägt.

Als Shamala Masala hast du dich vor knapp einem halben Jahr dazu entschieden, den Sprung in das kalte Schwimmbaden der Selbstständigkeit zu wagen. Wie kam es zu dieser Entscheidung?

Nun, ich habe nach meiner Ausbildung in Visual Merchandising eine Stelle in einem grossen Schweizer Detailhandelsunternehmen angenommen, welche mir schnelle Aufstiegsmöglichkeiten und Selbstständigkeit innerhalb des Betriebs bot. Ich war im Aussendienst unterwegs, habe Showräume eingerichtet, dann sogar Schulungen für andere Mitarbeiter*innen geleitet und schliesslich auch anleitende Konzepte formuliert, nach welchen die visuelle Kommunikation im Betrieb funktionieren sollte. Ich hatte jedoch immer etwas Mühe mit den Strukturen und Hierarchien in diesem Job. Ausserdem konnte ich viele Teile von mir nicht integrieren.

Hat es dich sechs Jahre gekostet, um dir einzugestehen, dass du das ändern willst?

Nun ja..., nicht direkt, denn ich hatte mit der Zeit ja auch gewisse Vorteile in diesem Job für mich herausgeholt, wie zum Beispiel ein 60%-Pensum, und ausserdem hatte ich erst wirklich das Gefühl, dort Karriere machen zu wollen. Ich musste in diesem Job immer wieder mit Leerläufen zurechtkommen, da die gestalterischen Bereiche in dieser Branche in Budgetfragen oft etwas kurz kamen. Ich ertrug diese Leerläufe nicht mehr; mehrere Monate, in denen du an einem Konzept arbeitest, und es dann am Ende wegen Budgetfragen gar nicht realisiert wird.

Und da hast du entschieden dich selbstständig zu machen?

Nein, an dem Punkt war ich da noch nicht. Ich wusste einfach, dass ich kündigen musste, ohne zu wissen, was dann auf mich zukäme. Ansonsten wäre ich wohl geradewegs auf ein Burnout zugesteuert, und das mit 28.

Ich habe anschliessend verschiedene kleinere Jobs im Verkauf angenommen und habe eine 2.5-monatige Yoga-Ausbildung in Thailand absolviert.

«Wie stehe ich zu Geld, wie schnell habe ich existentielle Ängste?»

Wie gestaltete sich schliesslich dein Absprung in die Selbstständigkeit und denkst du, dass Bern als Ort dafür eher Vorteile oder Nachteile mit sich bringt?

Ich denke, Bern ist ein guter Ort, weil er sehr übersichtlich ist. Wenn das, was man macht, interessiert, erreichen einen die Rückmeldungen schneller und so geht es auch mit dem Bekanntwerden. Ich bereue es gar nicht, bin ich nicht in Berlin oder anderswo. Darüber mache ich mir nicht so viele Gedanken. Ich mache mir allgemein nicht so viele Gedanken über meinen Erfolg.

Ist das eine Art Gesundheitsrezept?

Nun ja, ich habe Strategie gelernt und gemerkt, dass diese auch hinderlich sein kann. Bei einem ersten Anlauf in die Eigenständigkeit gab es die Idee, einen kleinen Teeladen zu eröffnen, verbunden mit einem Yogastudio. Das Ganze sah auf dem Papier sehr schön aus, aber ich merkte schliesslich, dass mir neben dem finanziellen Backup auch das Durchhaltevermögen fehlte. Ich war nicht mit dem Herz bei der Sache, sondern versuchte mich eher im Füllen einer Marktlücke. Ausserdem hätte das Annehmen von Darlehen wiederum Abhängigkeit bedeutet, welche ich nicht wollte. Heute mache ich diesen Schritt mit dem bewussten Entscheid, dass ich mich nicht auf den Erfolg konzentriere, sondern dass ich meine Ideen einfach streuen möchte. Es war auch ein Prozess, dazu zu

stehen, was man macht, und aus dem Herzen zu arbeiten, anstatt konzeptuell Erfolg herbeirufen zu wollen.

Wie bewährst du aber deine Unabhängigkeit, wenn du jetzt noch nicht von dem Leben kannst, was du machst?

Ich lebe davon, aber einfach mit einem sehr bescheidenen Lebensstandard. Ich arbeite noch ab und an bei einem Essenskurier, ich habe aber keinen wirkli-

hat, ist irgendwie falsch. Weil gutes Geld verdienen doch irgendwie heisst, dass man sich abrackert in einem Job, oder halt etwas arbeitet, und dabei gewisse Freiheiten einbüsst, sich dafür aber dann halt das Geld verdient hat.

Aber für deine Selbstverwirklichung büsst du ja auch gewisse Dinge ein? Gibt es neue Einschränkungen mit diesem Entscheid?

Ja, finanziell habe ich natürlich etwas weniger Raum, aber das spüre ich momentan eher bei den Investitionen in meine Kunst. Dass ich beispielsweise jetzt nicht direkt eine breite Kleiderlinie auf die Beine stellen kann, weil ich die Vorproduktion gar nicht zu budgetieren vermag. Ich gehe nun erst mal in kleinen Schritten und in absehbaren Mengen. Die andere Schwierigkeit ist, das Selbstvertrauen zu behalten. Besonders, weil man so auf sich gestellt ist und kaum Weisungen von aussen erhält. Ich brauche zum Beispiel meine verschiedenen Tätigkeiten, um diese untereinander zu befruchten und dazu sollte ich auch stehen. Zuletzt ist natür-



wie schnell habe ich existentielle Ängste? Gestehe ich mir das zu, dass ich mit meiner Arbeit mein Leben verdienen darf?

Wie meinst du das: ...dass du mit deiner Arbeit verdienen darfst?

Das Gefühl, dass man mit seiner Kunst Geld verdient, mit der eigenen Selbstverwirklichung ein «geiles» Leben

lich die Selbstdisziplin sehr wichtig, denn sobald du müde wirst und nicht mehr so leistungsfähig bist, kommt halt sofort kein Geld mehr rein. Dieses sofortige Feedback bringt auch eine gewisse Rastlosigkeit – das Gefühl, immer arbeiten zu müssen. Da ich zu Hause arbeite, gab es Zeiten, da habe ich das Frühstück nur noch so reingestopft, damit ich möglichst schnell mit der Arbeit anfangen konnte. Es gelang mir



diesen Ort brennt, nur dort auch in anderen Menschen entfachen.

Was ist das genau für ein Projekt und welche Rolle übernimmst du dabei?

Das Angebot besteht darin, für 1-3 Wochen nach Zanzibar zu reisen, um Yoga zu machen und die Kultur kennenzulernen, wobei es jeweils Platz hat für 5-6 Leute pro Woche. Wir ermuntern die Leute mindestens für zwei Wochen zu kommen, und nicht nur für eine Woche da hin zu fliegen.

«Du weisst nicht, wie viele Menschen dich kennen und du gehst davon aus, dass dich niemand kennt.»

nicht mehr, richtige Pausen einzulegen. Ich musste zuerst die Disziplin finden, zu regeln, wann ich arbeite und wann es okay ist, nicht zu arbeiten.

Ein grösserer Event in deinem Angebotskalender steht diesen Winter an mit der Reise nach Zanzibar, zu der du und deine Mitbewohnerin per Flyer-Werbung einladen. Wieso Zanzibar? Wieso nicht an den Lago Maggiore oder den Thunersee? Das wäre nachhaltiger.

Ja, das habe ich mir schon überlegt, wegen dem Fliegen und so. Weil ich Zanzibar aber schon gut kenne und ich es schon letztes Mal mit Yoga verbinden wollte, lag es irgendwie nah. Ich habe es auch als grosses Geschenk empfunden, dass ich die Reisen in diese Länder machen durfte, das hat mich – auch in meiner Kunst – sehr stark geprägt und ich denke, ich kann das Flämmchen, dass in mir für

Und wie genau wirst du die Kultur vermitteln? Engagierst du einen lokalen Guide oder organisierst du direkte Interaktionen mit den Menschen vor Ort?

Nein, das ist so nicht vorgesehen. In der ersten Woche werden wir in der Stadt viel Sightseeing machen, eine wunderbare Mischung aus diversen Kulturen, die es so nirgendwo anders gibt und so die Kolonialinsel kennenlernen. Ich werde aus meinen eigenen Erfahrungen über die Kultur sprechen. Ab der zweiten Woche mieten wir uns dann in einem Bungalow von Locals ein, Bekannte von mir, die für uns lokal kochen werden und mit denen wir einen kulturellen Austausch erleben können.

Lass uns über deine Musik sprechen. Du bist beim DJ*innen-Kollektiv «Die Töchter» dabei und man hört neulich immer wieder

von euch, sei es am Frauenstreik oder auf dem Vorplatz der Reitschule. Doch die Auskünfte auf Facebook bleiben lückenhaft. Kannst du uns mehr über euch erzählen?

Anfangs 2018 kam die Idee auf, ein Frauen-Kollektiv zu gründen, um auch uns Frauen im DJ*-Business zu stärken, weil wir oft in der Unterzahl sind. Als ich als die Achte im Bunde dazukam, war der Name schon fix. Wir haben regelmässig Sitzungen, um zu besprechen, was ansteht. Vor gut einem Jahr veranstalteten wir die «Töchter-Geburt» in der Spinnerei. Auch ein Projekt war der Bau unserer Matroschka. Was uns zu einem Kollektiv macht, ist, dass wir einander einfach spüren und beraten, seien es technische Dinge oder Fragen bezüglich der Auftritte und der Musik. Es ist gut für den Austausch und um einander in Musikdingen zu bestärken. Auch Feedbacks zu Orten, wo man auflegen kann, werden thematisiert. Wir erzählen einander von unseren Erfahrungen: Wo macht das Auftreten Spass und wo fühlt man sich als DJ*in bei Engagements wohl?! Es hilft sehr, um ein Gefühl für die Szene zu bekommen.

Das Ziel ist also mehr Aufmerksamkeit in der männerdominierten DJ*-Szene?

Ich glaube, im Vordergrund steht einfach das, was du machst. Bei Künstler*innen ist das meistens so, solange du noch keine Marke bist. In der ersten Linie geht es um die Musik.

Aber fühlst du dich als Mitglied von «die Töchter» nicht bereits als Teil einer Marke?

Nun ja, oft weisst du nicht, wie das Bild der Gruppe gegen aussen ist. Du weisst nicht, wie viele Menschen dich kennen und du gehst davon aus, dass dich niemand kennt. Und dann manchmal sprechen dich Leute auf der Strasse an und du checkst das mega lange nicht so richtig. Einerseits merke ich, dass man, wenn man als Gesamtheit auftritt, sicherlich mehr Glaubwürdigkeit in der Szene bekommt und andererseits, dass das Kollektiv einen weiterbringt. Mehr Ohren hören besser. Daher bleibe ich sicherlich noch eine Weile dabei. **text und bilder: lisa linder**



© Gregory Batardon

tanz

SWAN

Uraufführungen
ESTEFANIA MIRANDA
IHSAN RUSTEM, JO STRØMGREN
Ab 02. November 2019, Stadttheater

Tanzcompagnie Konzert Theater Bern
Berner Symphonieorchester

LEGI 50%
im VV
LAST-MINUTE-
BILLETTE 15,-

merci
WARLDMONT-ANGER-STIFTUNG

Eintritt um 30% ermässigt dank Migros Aare

MIGROS
kulturprozent

KONZERT
THEATER
BERN

www.konzerttheaterbern.ch

Master your future.

Be a student for a day and join one of our classes among the 23 Master's programmes.

www.usi.ch/open-days



Università della Svizzera italiana

Campus Lugano
Campus Mendrisio

Lili (25) aus Bern fragt:

Warum hat alles zwei Seiten?

Liebe Lili

Manchmal sind Dinge genauso eindimensional, wie sie scheinen. «Jede Medaille hat eine Kehrseite». Dieser Satz gehört in dieselbe Kategorie prominenter Verfehlungen wie «Das Gegenteil von «gut ist «gut gemeint», «Du sollst den Tag nicht vor dem Abend loben» oder «Das wichtigste in Lebem ist Geld und Internets».

Es hat zum Beispiel keine Kehrseite, wenn man 3250 Franken pro Monat für eine Wohnung in der Lorraine abdrücken kann. Reich sein ist einfach nice. Und wenn du trotzdem auf die Idee kommen solltest die Downsides davon zu erforschen, dann wirst du garantiert mehr als eine finden. Reich sein ist keine Medaille, sondern ein blauer Lamborghini mit Heckspoiler und 2.3 bar Reifendruck, der auf der Autobahn Streifen zieht und die Tränen des Nissan Micra-Fahrers, der mit 140 km/h auf der rechten Spur rumdümpelt, im Fahrtwind trocknet.

Was ich damit sagen will: Die Menschen glauben machen, alles Schlechte hätte auch was Gutes, ist in manchen Momenten zwar erbauend, macht aber auch als Herrschaftsinstrument recht viel her. Früher hat die Kirche erklärt: Wer im Diesseits ein gottgefälliges – sprich ein fleissiges und leises – Leben führt, darf auf das

ewige Leben im Paradies hoffen. Erst die Arbeit, dann das Vergnügen. Kommt dir das bekannt vor?

Und noch was: Was gut klingt, ist suspekt und meist steckt hinter Redewendungen genau so wenig, wie sie vermuten lassen. Die Welt ist saumässig kompliziert und wenn sie einen Kern hat, dann findest du ihn bestimmt nicht in Sätzen, die sich irgendwelche plattgeistigen Social-Media-Sternchen neben ihre Instagram-Posts klatschen. Was also tun mit abgedroschenen Redewendungen? Mein Tipp: Durcheinanderwerfen und schauen, ob was Nützliches dabei rauskommt: «Das gut von «Gegenteil» ist «gemeint», «Wer nicht gewinnt, der nicht gewinnt», «Wer windet strumt Ernst.» Oder mein persönlicher Favorit: «Erst das Vergnügen, dann das Vergnügen.»

Dein Experte yas

Auch wenn es die Dozierenden zu Semesterbeginn kollektiv und repetitiv abstreifen – es gibt sie, die dummen Fragen! Unser ExpertInnenteam nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. **Sende jetzt deine Frage an frage@studizyig.ch und GEWINNE zwei Tickets für einen Eintritt in den Dachstock.**

Rätsel



Welcher Filmtitel versteckt sich in der Collage?

Sende das Lösungswort bis am 12.11.2019 an raetsel@studizyig.ch. Zu gewinnen gibt es 1x2 Tickets für die Vorstellung des Stückes «Swan» vom Konzert Theater Bern am 30. November 2019. Viel Erfolg!

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Beratung / Coaching

Persönliche Beratungen zu Themen wie: Studiengestaltung (Studienplanung, Studienfachwechsel und Fächerkombination, Alternativen zum Studium, Koordination von Studium und Erwerbsarbeit, Studium und Familie, Studienfinanzierung), Arbeits- und Lerntechniken und Bewältigung von Prüfungen, Laufbahnplanung und Berufseinstieg, Konflikte in persönlichen und studienbezogenen Beziehungen, Schwierigkeiten, Krisen und persönliche Entwicklung.

Mailberatung für Studierende zu Informationsfragen und bei persönlichen Anliegen unter www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Unsere Angebote sind vertraulich und unentgeltlich. Telefonische oder persönliche Anmeldungen nimmt das Sekretariat entgegen.

Information

Infos, Tipps und Downloads zu Lern- und Studienkompetenzen, z.B. zum Lernen, zum wissenschaftlichen Schreiben, zum Referieren, zur Prüfungs- und Stressbewältigung, gegen das Aufschieben (Prokrastination), Wegweiser zur Studienfinanzierung, Hilfreiche Infos und Materialien zu verschiedene Studienphasen: Studienbeginn, Übergang Bachelor-Master, Doktorat sowie zum Berufseinstieg: Kompetenzprofil, Berufsfelder, Stellensuche, Bewerbung, Vorstellungsgespräch. www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Zu studiumsbezogenen und zu psychologischen Themen (z.B. persönliche Entwicklung, Beziehungen, Depressionen, Ängste, Konflikte) finden Sie ausgewählte Fachliteratur in unserer **Bibliothek**.

Workshops

Wir leiten Workshops zu Themen wie: Lern- und Arbeitstechniken, Referatskompetenz, wissenschaftliches Schreiben, Prüfungssituation, Stressbewältigung, persönliche Entwicklung und Sozialkompetenz, Berufseinstieg, Laufbahnplanung, Mentoring (Programm auf unserer Website).

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Erlachstrasse 17, 3012 Bern

Tel. +41 31 635 24 35

E-Mail: beratungsstelle.bernerhochschulen@erz.be.ch

Website: www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Montag bis Freitag 8.00 - 12.00 und 13.30 - 17.00 Uhr (Freitag bis 16.30 Uhr)

Die Bibliothek ist am Mittwochvormittag geschlossen.

Die Beratungsstelle ist auch während der Semesterferien geöffnet.

copytrend® Excellent Document Services
Deine Druckerei im Gebäude der Unitobler

Wir leben die .Unibe.ch

Mit speziellen Studi-Konditionen

www.copytrend.ch
Länggassstrasse 49 | 3012 Bern | ctbern@copytrend.ch | 031 978 84 80



Hir noch dass Breitfeldshulhouse.

Impressum

Die *bärner studizyig* wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4x jährlich mit einer Auflage von 11'857 Exemplaren.

Redaktion

Annina Burgherr (anb), David Burgherr (dab), Davide Della Porta (ddp), Carla Fischer (caf), Céline Honegger (ceh), Luca Hubschmied (lh), Lucie Jakob (luj), Lisa Linder (lil), Ivie Onaiwu (ivo), Fabio Peter (fpe), Noah Pilloud (nop), Karin Roethlisberger (kar), Rahel Schaad (ras), Yannic Schmezer (yas), Lukas Siegfried (lus), Jana Schmid (jas), Janine Schneider (jsc), Mathias Streit (mas), Saare Yosief (say)

Externe

Design: Jacqueline Brügger, Paolo Riva
Bilder: Lorenzo Nanculaf, Ivie Onaiwu, Luca Hubschmied, Lucie Jakob, Noah Pilloud, Lisa Linder
Layout: Ivie Onaiwu
Rätsel: Ivie Onaiwu
Lektorat: David Burgherr
Webseite: Felix Brönnimann, Julian Morf, Lukas Bieri; dreigestalten

Werbung

inserate@studizyig.ch

Kontakt

bärner studizyig, 3000 Bern
info@studizyig.ch, www.studizyig.ch

Druck

Mittelland Zeitungsdruck AG (AZ Print), Aarau

Redaktionsschluss *bärner studizyig* #18: 29.11.2019

Inserate-Aannahmeschluss: 22.11.2019

Erscheinungsdatum (Versand): KW 51

Redaktion SUB-Seiten

Nils Wyssmann (wy)

Kontakt SUB

redaktion@sub.unibe.ch
Verantwortlicher SUB-Vorstand: Chen Xie, chen.xie@sub.unibe.ch
Lektorat SUB-Seiten: Noémie Lanz

Adressänderungen bitte melden an:

abo@studizyig.ch

Die *bärner studizyig* dient der Studierendenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der *bärner studizyig* im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen.

Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die *bärner studizyig* trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizyig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die *bärner studizyig* nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail an abo@studizyig.ch.

Wie wird hier eigentlich internationalisiert?

Die Universität Bern will internationaler werden und wirbt verstärkt um Studierende und Forschende aus dem Ausland. Für Geflüchtete bleiben die Hürden zum Studium allerdings unverändert hoch. Basisorganisationen fordern Massnahmen.

Das Tor zur Welt verfügt über einen Infodesk mit Hochglanzbroschüren. «Die Welt steht ihnen offen», steht da etwa geschrieben, oder: «Neues entdecken. Perspektiven verändern». Mittlerweile arbeiten 14 Personen für die internationale Abteilung der Universität Bern. Sie pflegen Partnerschaften mit Universitäten weltweit, reden in internationalen Wissenschaftsnetzwerken mit und entwickeln Programme, welche die Universität Bern attraktiver für internationale Studierende und Nachwuchsforschende machen sollen. «Die Universität Bern erzielt in Lehre und Forschung hervorragende Leistungen», sagt Abteilungsleiterin Ellen Krause. «Wir arbeiten mit daran, dass diese Leistungen auch international wahrgenommen werden.»

Vor zwei Jahren hat die Unileitung der Abteilung zusätzliche Mittel gesprochen und mehrere neue Projektstellen eingerichtet. Mit dem Geld lancierten Krause und ihr Team unter anderem eine Website für ein internationales Publikum. Diese enthält nützliche Infos für Studium und Arbeit in der Stadt Bern. Aufgrund mangelnder Parkplätze wird beispielsweise empfohlen anstatt des Autos das Fahr-

rad zu benutzen. Dazu gibt es Lesetipps zum besseren Verständnis von «Schweizer Kultur und Mentalität». Finanziert werden neu auch jährliche Summer Schools für vorwiegend internationale Studierende. «Früher war die Pflege der internationalen Beziehungen den einzelnen Fakultäten

Aufgrund mangelnder Parkplätze empfiehlt die internationale Abteilung statt dem Auto das Fahrrad zu benutzen.

und Instituten überlassen», sagt Krause. «Seit ein paar Jahren legt die Unileitung explizit Wert darauf, dass auch die Universität als Ganzes international mitspielt.»

Integration in den Niedriglohnbereich

Was geschieht hier gerade? Wie wird da «internationalisiert»? Und für wen hat die Uni Bern diese Willkommenswebsite gestaltet? Eine Antwort auf diese Fragen gibt Ganga Jey Aratnam. Der Soziologe

interpretiert die Bemühungen der Universität Bern als Ausdruck eines international stattfindenden «War for Talents»: Während die Schweizer Wirtschaft früher vor allem an Arbeitsmigration in den Niedriglohnsektor interessiert war, gehe es ihr seit den 1990er Jahren im Kontext von Wissensöko-

nomie und High-Tech-Industrie vermehrt darum, hochqualifizierte Arbeitskräfte aus dem Ausland zu rekrutieren.

Dieser Trend zeigt sich auch im Bildungsbereich. Das Resultat: Je höher der akademische Grad, desto höher der Anteil von Ausländer*innen an Schweizer Hochschulen. Bloss sage diese Zahl nichts über die Bildungschancen von Migrant*innen aus, die nicht über Studierendenvisa, sondern beispielsweise über das Asylsystem in die Schweiz gelangen. «Weil ihre Diplome



Sie setzt die Internationalisierungsstrategie der Universität Bern um: Ellen Krause hinter dem Infodesk der internationalen Abteilung.

von der Schweiz nicht anerkannt werden, machen viele dieser Menschen bei ihrer Migration einen Dequalifizierungsprozess durch», sagt Jey Aratnam. «Gleichzeitig fokussieren die meisten Arbeitsintegrationsprogramme für Geflüchtete auf den Niedriglohnbereich.»

Dies bestätigt auch Ahmad Aboalros. Er sitzt im Studierendencafé Parterre, einen Steinwurf von der internationalen Abteilung der Uni Bern entfernt. Aboalros hat während vier Jahren Sozialwissenschaften in Damaskus studiert. Bis in Syrien der Krieg ausbrach und Aboalros in die Schweiz flüchtete. Doch als er an der Universität Bern sein Studium fortführen wollte, erhielt er eine Absage. Die Universität anerkannte zwar seine Leistungen aus dem Studium in Damaskus und hätte ihm 120 Kreditpunkte gutgeschrieben. Aber sie akzeptierte seine syrische Matura nicht. «Die Uni Bern erklärte mich gleichzeitig für tauglich und für untauglich für das Studium», sagt Aboalros. «Das ist total widersprüchlich.»

Nach der Absage machte sich Aboalros daran, die eidgenössische Matura nachzuholen. Während zwei Jahren

stand er jeweils um fünf Uhr morgens auf und pendelte von Bern nach Zürich. Nachdem dies nicht geklappt hatte, verabschiedete er sich widerwillig vom universitären Weg und suchte nach einem passenden Fachhochschul-Studium. Weil er dafür ein Sprachdiplom benötigte, besuchte er während mehreren Monaten einen Deutsch-Intensivkurs in Stuttgart auf der Stufe C2, für dessen Finanzierung er sich mehrere tausend Franken vom Roten Kreuz lieh.

Diesen Herbst konnte er endlich sein FH-Studium der sozialen Arbeit aufnehmen. Rückblickend sagt er: «Ich

Als Aboalros sein Studium an der Universität Bern fortführen wollte, erhielt er eine Absage.

hätte in dieser Zeit mehr Unterstützung benötigt. Nicht nur finanziell, sondern auch in Form von Beratung.» Die Berner Hochschulen böten zwar zahlreiche Sprachkurse an und verfügten über ein ausgebautes Coaching-Angebot für Studierende und Mitarbeitende. Doch diese Kurse stünden nur immatrikulierten Studierenden offen. «Die Berner Hochschulen könnten dieses Angebot für Studieninteressierte öffnen», empfiehlt Aboalros. «Damit wäre vielen geholfen.»

SUB fordert Verbesserung der Situation

Ähnliche Vorschläge macht Valeria Pisani. Sie leitet das Programm «Offener Hörsaal» der Studierendenchaft (SUB), das einzige Angebot für geflüchtete Personen an der Universität Bern. Der «Offene Hörsaal» ermöglicht Studieninteressierten mit Fluchthintergrund, Uniluft zu schnuppern. Nur: Über die Zulassung zu einem «echten» Studium und damit über die Vergabe von Abschlussdiplomen entscheidet die Unileitung.

Und hier sind die Hürden für viele fast unüberwindbar hoch. Pisani



SUB-Vorständin Valeria Pisani fordert Massnahmen zur Verbesserung der Chancengleichheit.

fordert deshalb von der Unileitung, die Verbesserung des Hochschulzugangs von Geflüchteten in die zukünftige Internationalisierungsstrategie zu integrieren, welche sich gegenwärtig in Vorbereitung befindet. Sie verweist auf das Beispiel der Universität Genf. Diese biete geflüchteten Studieninteressierten während einem Jahr ein umfassendes Einführungsprogramm mit Beratungsangeboten und Sprachkursen an. In Genf sei es zudem möglich, während des Einführungsprogramms gesammelte Kreditpunkte später als Studienleistungen anzurechnen. Und schliesslich verfüge die Universität Bern auch in ihrer Zulassungspraxis über Entwicklungspotenzial. Pisani nennt Deutschland als Beispiel, wo syrische Maturitätszeugnisse nicht kategorisch abgelehnt würden, sondern ab einem gewissen Notenschnitt zum Hochschulstudium befähigten. Die SUB-Vorständin sagt: «Die

Mitmachen beim Offenen Hörsaal

Das Projekt Offener Hörsaal richtet sich an geflüchtete Studieninteressierte und Studierende der Universität Bern. Die SUB möchte mit diesem Projekt geflüchteten Studieninteressierten einen Zugang zu Bildung und Gesellschaft bieten. Möchtest du teilnehmen, eine Person als Mentor*in begleiten oder das Projekt unterstützen? Dann melde dich unter offener-hoersaal@sub.unibe.ch

Mehr Infos auf sub.unibe.ch

Universität Bern hat es bislang verpasst, ihre Internationalisierungsbestrebungen im Sinne der Chancengleichheit zu erweitern. Jetzt wäre der richtige Zeitpunkt, um dies zu tun.»

Die Universität Bern begrüsse das Engagement der SUB, schreibt ihre Medienstelle auf Anfrage. Zu den konkreten Vorschlägen wollte die Unileitung allerdings keine Stellung beziehen. **text: nils wyssmann; bilder: fabio endrich**

Auch bei den Stipendien wird diskriminiert

Geflüchtete werden auch im Schweizer Stipendienwesen benachteiligt. Dies zeigt ein jüngst publizierter Bericht des Verbands der Schweizer Studierendenschaften (VSS). Zwar sind anerkannte Flüchtlinge stipendienberechtigt. Vorläufig aufgenommene Geflüchtete haben aber grundsätzlich kein Anrecht auf ein Stipendium. Ein weiteres Problem ist die Alterslimite von 35 Jahren in vielen kantonalen Stipendiengesetzgebungen: Aufgrund ihrer Flucht und der damit verbundenen Wartezeiten im Aufnahmeland sind geflüchtete Studierende häufig älter als Menschen mit Schweizer Bildungshintergrund. Ungleichbehandlungen ergeben sich auch aus der widersprüchlichen Bewertung von ausländischen Bildungsabschlüssen. Während diese von der Schweiz häufig nicht anerkannt werden, werden sie von manchen kantonalen Stipendienstellen (so auch vom Kanton Bern) als Erstausbildungen gewertet. Damit verfällt das Anrecht auf Ausbildungsbeiträge, da diese in der Regel nur für Erstausbildungen gewährt werden. Der VSS fordert Bund, Kantone und Universitäten auf, Massnahmen zur Verbesserung der Chancengleichheit zu treffen. Gemäss VSS solle bei der Stipendienvergabe keine Unterscheidung nach Aufenthaltsstatus gemacht werden.

Rektor Leumann will mehr Frauen* in der Unileitung

Anlässlich des Frauen*streiks lancierte die SUB eine Petition für effektive Gleichstellung an der Uni Bern. Nun wurde sie von Rektor Leumann in Empfang genommen.

Am 14. Juni streikten Hunderttausende für Gleichstellung. Auch die SUB streikte – zusammen mit rund 2000 Angehörigen der Universität Bern auf der Grosse Schanze. «Über die Hälfte der Studierenden an der Uni Bern sind weiblich*», sagt die zuständige SUB-Vertreterin Valentina Achermann bei der Petitionsübergabe Anfang Oktober. «Trotzdem werden Machtpositionen grossmehrheitlich von Cis-Männern besetzt.»

In ihrer Petition klärt die SUB über die Gründe dieses Missstandes auf. So sei die universitäre Karriere nach wie vor schlecht mit der Wahrnehmung von Familienpflichten zu vereinbaren. Auch zeigten sich sexistische Strukturen im universitären Alltag, beispielsweise in Form von sexueller Belästigung, in cis-männlich dominierten Gesprächssituationen oder bei sexistischen Anstellungsentscheidungen. «Frauen* werden an Schweizer Hochschulen nach wie vor systematisch diskriminiert, benachteiligt und abgewertet», erklärt Achermann.

Die SUB fordert deshalb die Reorganisation des Wissenschaftsbetriebs nach Strukturen, die nicht diskriminierend sind. So empfiehlt sie eine Frauen*quote von fünfzig Prozent bei den Professuren, Massnahmen zur Verbesserung der Familienfreundlichkeit oder die Schaffung einer niederschwelligeren Instanz zur Meldung sexueller Übergriffe. Die Petition wurde von über zweitausend Personen unterschrieben. Für Achermann ist deshalb klar, dass die Unileitung der Gleichstellung oberste Priorität einräumen sollte. Achermann sagt: «Wir haben unsere Arbeit getan. Jetzt ist es an der Unileitung, effektive Massnahmen zu ergreifen.»

Bei der Universitätsleitung stösst die SUB mit ihren Forderungen zumindest teilweise auf Gehör. Rektor Christian Leumann bekräftigt bei der Petitionsübergabe, dass die Gleichstellung für die Universität Bern von hoher Priorität sei. So sei die Lohngleichheit an der Universität erfüllt. In anderen Bereichen sieht er Handlungsbedarf. Er kündigt an, sich bei der Neubesetzung von freiwerdenden Plätzen in der Unileitung für ein ausgewogeneres Geschlechterverhältnis einzusetzen. Auch das Thema der sexuellen Belästigung soll in Zukunft verstärkt angegangen wer-

den. Leumann sagt: «Wir verfügen zwar über eine interne und kantonale Ombudsstelle. Aber offensichtlich sind diese Stellen nicht niederschwellig genug.»

Für SUB-Vertreterin Achermann sind das Schritte in die richtige Richtung. Bei der Petitionsübergabe sagt sie: «Wir haben keine Zeit zu verlieren. Die Gleichstellung an der Uni Bern muss jetzt umgesetzt werden.» **text: wy; bild: ronja fankhauser**

Die Hintergründe der Forderungen sind auf <http://bit.do/SUB-Gleichstellung> einsehbar.



Uni-Rektor Christian Leumann und SUB-Vertreterin Valentina Achermann bei der Übergabe der Petition.

Nacht der Bildung SUB-Sozialfonds

Seit der letzten Nacht der Bildung ist an den Berner Hochschulen einiges geschehen: Die Berner Studentinnen* organisierten sich im Rahmen des Frauen*streiks und stellten Forderungen an die Unileitung. Ebenfalls setzte sich der Klimastreik mit einem eigenen Kollektiv an der Universität Bern fest und mobilisiert von hier aus gegen die aktuelle Klimapolitik. Die dritte Nacht der Bildung schaut auf diese Entwicklungen zurück und schmiedet Pläne für die Zukunft.

Donnerstag, 24. Oktober 2019, Bühlpplatz-Mensa, ab 17 Uhr. Programm unter nachtderbildung.ch

Die SUB meint es ernst mit der Chancengleichheit und unterstützt deshalb Studierende in finanziellen Notlagen. Zur Überbrückung kann sie Beiträge von bis zu 5000 Franken in Form eines Unterstützungsbeitrags oder Darlehens sprechen. Die Anträge werden schnell und unbürokratisch bearbeitet. Oft genügt ein einmaliger Betrag aus dem Fonds nicht, um finanzielle Schwierigkeiten zu bewältigen. Die SUB kann in einem Gespräch verschiedene Möglichkeiten aufzeigen oder weitere Hilfe anbieten.

Alle Infos zum Sozialfonds der SUB unter sub.unibe.ch/dienstleistungen/sozialfonds



50 Jahre Mondlandung -
bekommt die Uni Bern
endlich die Aufmerksamkeit,
die sie verdient?

Der Bund

Für Leser.

70% Studenten-Rabatt.
Jetzt bestellen:
campus.derbund.ch